

Wolfgang Paul

# Kaninchenjagd

Novelle    Jedem Franz Birkenspanner gewidmet

narbengesicht  
dein selbstbild  
feingekerbt hält  
trägt was es verspricht  
jeder scherbe gewicht

Als dieser Tag seinen Lauf nahm, war ich an einem Punkt angekommen, den man als meinen Tiefstpunkt bezeichnen muss. Rückblickend ist es schwer zu verstehen, wie sich die Dinge entwickelt haben. Die Ereignisse von denen ich berichte, sind so ungeheuerlich und von einer rätselhaften Mechanik getrieben, dass man geneigt ist, nach einer übersinnlichen Erklärung zu fragen.

An einem einzigen Tag zerfiel mein Leben - oder was ich dafür hielt - und es offenbarte sich ein Scherbenhaufen. Doch gleichsam im Auseinanderbrechen fügte sich alles wieder zusammen und griff ineinander wie ein Uhrwerk, eigens für mich aufgezogen. So scheint es.

Manche werden sagen, ich hätte gar keine andere Wahl gehabt, als dieser einen Bestimmung zu folgen. Dann aber müsste es ein ewiges Gesetz geben, das die Zukunft zur Farce macht. Nein, meine Geschichte - davon bin ich überberzeugt - wurde nicht gegen meinen Willen geschrieben und ich trage für jedes Wort Rechenschaft.

Dort wo sich Ursache und Wirkung zur Schnittstelle vereinen, im Nullpunkt der Gegenwart, beginnt und endet das Schicksal. Es stirbt noch

im Keim seiner Geburt, damit ich meinen Platz einnehmen kann in diesem Leben. Davon werde ich erzählen, von der Chronologie eines unglaublichen Tages. Und alles beginnt in einem Gebüsch. Dort lag ich auf der Lauer, um auf einen Mann zu warten, von dem ich nur ein Foto besaß.

Mein Auftrag war es, sein Leben auszuspionieren. An einer Narbe im Gesicht würde ich ihn erkennen, hieß es im Schreiben. Und ich erkannte ihn leicht. Alle Merkmale passten zur Beschreibung, seine Statur, das Narbengesicht und auch der Zeitpunkt und die Richtung seines Erscheinens.

Eilig war dieser Kerl von der Waldsiedlung herüber gekommen, schlug beim Queren der Straße schützend den Kragen hoch und trällerte eine Melodie, einen abgedroschenen Gassenhauer. Schwungvoll fegte er an meinem Gesträuch entlang, einen bunten Blätterwirbel entfachend.

Von nun an war ich an der Reihe, das zu tun wofür ich bezahlt wurde. Es ging durch den Olympiapark, die Abkürzung am Weiher entlang und hinüber zum Wochenmarkt, wo man noch an den Ständen baute. Der Bäcker verkaufte sein erstes Brot, ein würziger Duft stieg in die Nase.

Mein Kaninchen, wie ich den Mann fortan nannte und hier im Bericht so nennen werde, weil ich mich bald als sein Jäger zu fühlen begann, zog an den Händlern vorbei, kam zum unteren Ende des Marktes und hielt sein Tempo hoch.

Es erreichte die Ringstraße mit dem wichtigsten Kreisverkehr der Stadt. Mein Kaninchen wählte die Unterführung und verschwand auf der einen Seite, um drüben wieder aufzutauchen. Sportlich war es unterwegs, mit weiten Sprüngen, immer zwei Stufen auf einmal nehmend.

Neidvoll sah ich seine Leichtigkeit und spürte gleichsam wie jeder eigene Schritt Kraft brauchte. Alles ging mir zu schnell, viel zu schnell. Mein Kaninchen bestimmte das Tempo. Ich hetzte und hechelte hinterher. Auch die Richtung gab es vor, schnurgerade zum Bahnhof hinunter und einer Schar von Leuten entgegen, die mit dem Frühzug gekommen waren. Ein emsiger Bienenschwarm.

Mein Kaninchen grüßte diesen und jenen Pendler, schien guter Dinge und stadtbekannt zu sein. Alles was es tat, tat es im Vorbeigehen und mit einer selbstsicheren Lässigkeit, die mich jetzt schon nervte. Unmöglich, in dieser Eile den Schreiber zu zücken und sich Notizen zu machen.

Mir blieb kaum Zeit zum Luft holen. Die Euphorie, mit der ich eben noch aus dem Gebüsch gestartet war, schmolz mit jedem Wegmeter. Ich inhalierte die Kälte und kämpfte mit Resten von dem, was ich am Vortag noch für Kondition gehalten hatte.

Ich atmete auf, als mein Kaninchen endlich stoppte. Hinter einer Laterne bezog ich Stellung und schöpfte etwas Kraft, derweil mein Kaninchen merkwürdige Dinge tat.

Es interessierte sich für die wohl hässlichste Kreuzung der Stadt, zückte sein Handy und fotografierte damit verschiedene Blickwinkel einer Boutique, deren Scheibe zerborsten war. Akribisch trieb es Recherche, diktierte ein paar abgehackte Sätze ins Mikrofon und prüfte die Festigkeit einer Leitplanke vor dem Geschäft.

Von seinem Gebrabbel verstand ich kein Wort, aber die ganze Geschäftigkeit kam mir befremdlich vor. Was hatte sie zu bedeuten? Warum an dieser Kreuzung? Wonach hielt mein Kaninchen Ausschau, während es seine Uhr prüfte und die Zeit nach der am Bahnhof stellte? Es befragte sogar Passanten, bis irgendwann die Neugier gestillt war.

Zufrieden rieb sich mein Kaninchen die Hände und hauchte seinen dampfenden Atem hinein. Auch ich fror seit geraumer Zeit, sehnte mich nach Wärme und blickte himmelwärts in der Hoffnung, irgendwo etwas Sonne zu entdecken. Doch es blieb beim Wunsch. Noch lag der Nebel wie ein behäbiges Tier über der Stadt und trotzte jener Prognose, die seit Tagen Besserung und ein mildes Klima versprach. Feuchter Nieselregen benetzte meine Augen. Ich schloss sie für einen Moment, genoss die Stille und das sanfte Prickeln auf den Lidern.

Erinnerungen erwachten, weil ich immer schon ein Träumer war. Ein Geschmack lag in der Luft, wie damals, als ich nach Schneeflocken schnappte und sie mit der Zunge aus dem Wind leckte. Winterluft. Für wenige Atemzüge ließ ich mich in die Kindheit tragen und vernachlässigte mein Kaninchen, das sich längst wieder in Bewegung gesetzt hatte.

Unverschämtes Glück, dass es überhaupt noch zu entdecken war. Hin und wieder tauchte sein Kopf aus der Menge. Eine Boje bei Seegang, wie ein rettender Wegweiser. Es strebte nun entgültig dem Bahnhof zu, während ich nachsetzte und meinen Weg durch die Menge bahnte.

„Platz da! Aus dem Weg, verdammt! Machen Sie doch Platz!“ schrie ich im wilden Galopp.

Eine Dame, von mir grob touchiert, ging zu Boden. Egal, dachte ich,

einfach weiter und über die Kreuzung, wo ich sie noch immer lamentieren hörte. Natürlich tat sie mir leid, natürlich war ich schuld, natürlich hätte ich anhalten müssen. Aber dafür blieb keine Zeit. Sein Vorsprung ließ es nicht zu. Ich drehte mich nicht um, hoffte auf andere Helfer und ließ im anrollenden Verkehr alle Skrupel hinter mir.

Um Haaresbreite wäre ich selbst unter die Räder gekommen, warf mich aber mit dem nötigen Schwung über die Motorhaube und stand meinen Abgang wie ein Bodenturner. Unverletzt stürmte ich weiter. Bremsen quietschten. Es krachte. Glas splitterte. Ein gellendes Hupkonzert begleitete die Kreuzung hinter mir ins Chaos.

Ich nahm die Stufen zum Bahnportal und verschwand dort, wo wenige Augenblicke zuvor mein Kaninchen verschwunden war.

Die Eingangshalle saugte mich geradezu hinein in ein magnetisches Gewühl, das mich ziellos dirigierte. Ich blickte auf ein buntes Durcheinander. Über die vielen Köpfe hinweg beschwor ich das Glück und namenlose Götter, sie würden mir noch einmal gewogen sein, mich wieder das Auf und Ab einer Boje sichten lassen. Vergeblich. Mein Kaninchen blieb im Menschenmeer ertrunken.

Nur Hüte, Haare, Glatzen. Leute verschiedener Hautfarbe, mit verschiedenen Nasen, Ohren und Augen. Tausend mal Tausend Äußerlichkeiten, die ich mit der Geschwindigkeit einer Sortiermaschine durch mein Raster schob. Roboterhaft suchte ich nach seinen Merkmalen, seinem Gangbild, seiner Statur, seiner Narbe. Doch dieser Überschwemmung war nicht beizukommen. Zu viele Leute sorgten für Bewegung, für Auf- und Untergang zugleich.

Dazu ein Geruch, den ich nicht atmen wollte, aber völlig außer Atem atmen musste. Ein Hustenreiz forderte mich zum Duell heraus, wie zum Hohn für den Spurt in der Kälte und den zu raschen Wechsel in die Halle, wo es warm und staubig war. Zu sehr beizte der Ruß. Es roch nach Parfüm, nach Schweiß, nach Notdurft. Ein einziger Dunst der Beklemmung, ein zügelloser, andersartiger Gestank - für mich jedenfalls. Angewidert spuckte ich aus und resignierte.

Ein Menschenstrom drückte mich an den Rand. Hin zu lieblosen Pflanzkübeln, wo das Rauschen etwas leiser und die Lautsprecherdurchsagen wieder verständlich wurden.

„Vorsicht auf Gleis 16...“, krächzte eine Rabenstimme und kündigte die Abfahrt eines Schnellzuges an.

Vielleicht würde es hilfreich sein, dachte ich, mich in die Lage meines Kaninchens hineinzudenken und spielte alle Möglichkeiten durch, bedachte sein Zögern und die Eile gleichermaßen, mutmaßte über das seltsame Verhalten an der Kreuzung. Plante es einen Raub? Immerhin waren dort neben der Boutique zwei Bankfilialen und ein Juwelier ansässig. War sein Blick zur Uhr dem Timing bestimmt, um einen bestimmten Zug zu erreichen, auf den es erst im letzten Moment aufzuspringen galt?

Vielleicht fuhr mein Kaninchen längst zur Stadt hinaus, um den künftigen Fluchtweg und verschiedene Varianten zu proben? Dann hätte ich natürlich einpacken können, mein erster Auftrag wäre geplatzt gewesen.

So ein Ende wollte mir natürlich nicht schmecken, also suchte ich mein Kaninchen in anderen Richtungen, als sei das Leben ein Basar und nur zur Erfüllung von Wünschen gedacht.

An fantasievollen Einfällen mangelte es nicht. Bald rasten meine Gedanken wie jener Schnellzug davon, der eben noch angekündigt wurde. Ich sah eine stählerne Gliederkette davon schlängeln, hörte das unendliche Singen der Gleise und spürte wie aus den vielen Möglichkeiten Geschichten wurden. So wie sich die Wege der Züge verzweigten und multiplizierten, vervielfachten sich meine Verdächtigungen.

Immer mehr glaubte ich daran, mein Kaninchen würde in dunkle Machenschaften verstrickt sein. Dem ganzen Benehmen nach, dachte ich, muss dieser Kerl einiges auf dem Kerbholz haben. Nur ein Krimineller konnte sich derart sonderbar verhalten und dann auch noch spurlos in Luft auflösen.

Nicht ohne Grund zahlte man für seine Beschattung. Ziemlich gutes Geld sogar. Gerissen und berechnend war es für mich geworden, mein Kaninchen, obwohl ich in Wahrheit nicht die geringste Ahnung hatte, mit wem ich es da zu tun hatte. Ich ersann mir einen schlechten Charakter, den ich mit jenen spärlichen Informationen ergänzte, die ich als Tatsache zu wissen glaubte.

Sein Alter war schwer zu schätzen, sechzig vielleicht. Dem Gesicht nach hätte ich sogar auf über siebzig getippt, wegen dieser Narbe, die vielleicht vom Krieg oder einer jugendlichen Schlägerei herrührte. Andererseits sprach jener dreiste Elan, mit dem es sich bewegte, für weniger Lebensjahre.

Ich solle mich von Äußerlichkeiten oder seinem Charme nicht blenden lassen und nur die Besonderheiten des Tages dokumentieren, hieß es sinngemäß im Schreiben. Wobei mein Auftraggeber aus ungenannten Gründen anonym bleiben wollte. Mir war es so oder so recht. Die Fotografie von diesem Kerl war beigelegt, das Schreiben sehr formell. Es nannte mir Zeitpunkt und Ort, eben jene Hecke, an der er dann tatsächlich aufgetaucht war. Ein Scheck diente zur Anzahlung. Den Rest würde ich im Tausch gegen meinen Bericht ausbezahlt bekommen, hieß es.

Es versprach eine leichte Übung zu werden. Jemanden zu verfolgen und einen Tag lang sein Treiben zu dokumentieren - mehr wurde nicht verlangt - kam einem Spaziergang gleich. Diese Art der Nachforschung barg kein Risiko. Man musste sich dem Anderen lediglich an die Fersen heften und seine Tritte nachzeichnen. Gewohnheiten, Unarten und Seltsames sollte ich ausspionieren, das war alles!

Wozu das Ganze? Warum soviel Geheimnis? Warum dieser Kerl? Keine Ahnung! Das Honorar stimmte. Hauptsache ich konnte ins Geschäft kommen. Für mich war es wichtig, einen Platz in dieser Branche zu erobern. So war mein einziger Plan.

Nur leider lief es nicht nach Plan. Und von wegen Spaziergang. Keine Spur von Leichtigkeit. Ich ärgerte mich über mich selbst. Ich ärgerte mich über alles um mich herum. Über meine schlechte Kondition, über die fehlende Professionalität und über das trübe Wetter. Ich ärgerte mich, weil ich einen Augenblick zu lange den Himmel nach Sonne abgesucht und geträumt hatte, statt wachsam zu sein. Darum hatte mich mein Kaninchen abgehängt. Vom Wunsch nach Wärme ließ ich mich narren wie ein junger Kater, der seine Jagd vergisst, um ein rollendes Wollspiel zu fangen.

Mir fehlte eine zündende Idee, weil ich nicht den Hauch einer Lunte hatte. Demütig schlenderte ich zum Ausgang und ließ meine Gedanken fließen. Der Bahnhofsbetrieb zog an mir vorbei, so wie alles an mir vorbei glitt.

„Vorsicht!“, wurde ich plötzlich alarmiert. Eine Hand riss mich zeitgleich zu Boden und wollte mich noch fangen. Vergeblich. Ich klatschte mit ziemlicher Wucht auf das Pflaster. Ein Karussell begann sich zu drehen. Alles drehte sich: das Kuppeldach, die Neonlichter, die Durchsagen.

„Hast wohl keine Augen im Kopf, du Idiot!“, hörte ich den Fahrer noch fluchen, der mit seinem Gepäckwagen an mir vorbei geschrammt

war, als sei es tägliche Routine, Menschen über den Haufen zu fahren.

Um wieder auf die Beine zu kommen fand ich Halt bei jener Hand, die mich in letzte Sekunde gerettet hatte. Ein halber Schritt mehr und das Gefährt hätte mich gnadenlos niedergestreckt.

Der mich hochhievende Herr bemerkte lapidar, dass es die Jugend immer so eilig habe und ich wusste nicht, ob ich oder der Gepäckkutscher gemeint war.

Noch schenkte ich dem Retter keine Beachtung und klopfte mir zittrig den Staub aus der Hose. Das linke Knie fühlte sich dick an, aber insgesamt hielt sich der Schmerz in Grenzen.

Die Situation war peinlich. Ich kam mir wie ein angezählter Boxer vor und zögerte, mich zu bedanken. Insgeheim hoffte ich, mein Retter würde es eilig haben und endlich verschwinden. Doch beharrlich blieb er an meiner Seite und kniete sogar vor mir nieder. Mit sanftem Fingerdruck tastete er die Verletzung ab, als mich ein Blitz durchbohrte:

Mein Kaninchen! Mir versagte die Stimme. Ich brachte keinen Ton mehr hervor und begann wie ein geschorener Pudel zu schlottern.

Es blieb fürsorglich und beruhigte mich, weil doch alles noch einmal gut gegangen war.

„Wohl in Gedanken gewesen?“, fragte es, ohne eine Antwort abzuwarten.

Wortlos machte ich eine wegweisende Geste und bemühte mich um mehr Haltung. Erst jetzt nahm es seine Hand vom Knie, fixierte mich mit einem magischen Blick und lächelte gewinnend. Eindringliche Augen starrten mich an. Es lächelte dosiert, weder überlegen noch billig. Ein warmer Blick, der mich fast vergessen machte, dass der Mensch vor mir meine Beute war.

Ein schamhaftes Gefühl drängte sich auf, das ich gleichsam zu verdrängen suchte. Emotionen konnte ich in dieser Phase nicht gebrauchen. Ich wurde dafür bezahlt, sein Leben auszuhorchen, das rief ich mir ins Gedächtnis.

Es wünschte mir endlich alles Gute, setzte seinen Weg fort und ordnete sich in der Schlange am Kiosk ein.

Wie bestellt für mich. Mir blieb weidlich Zeit für ein paar Notizen.

In seiner Reihe ging es nur zäh voran, trotzdem drängte niemand. Mein Kaninchen strahlte eine besondere Ruhe aus und schien mit seiner Gelassenheit irgendwie alle anzustecken, vor ihm und dahinter.

Ich studierte seine Physiognomie, prägte sie mir ein. In diesem diffusen Licht wirkte sie harmlos. Fast harmonisch, die Nase, das Kinn, die Stirn. Nur seine unschöne Narbe stach aus der Ferne hervor.

Wieder lächelte es jemanden an, diesmal eine junge Mutter, um ihr und dem Kinderwagen Vortritt zu lassen. Ich dachte nur, wie leicht doch billige Gesten täuschen können und war an jene Leimruten erinnert, die man in südlichen Ländern zum Vogelfang benutzt. Für mich war mein Kaninchen so eine klebrige Rute, ein Fallensteller, ein Blender, ein Täuscher, eben einer von jenen listigen Fängern, die sich gerne ins Kerbholz schnitzen.

Im Schreiben wurde zur Vorsicht gemahnt und ich beherzigte diese Warnung. Seine Klebrigkeit sollte mir nichts anhaben können. In der Tat war verdächtig, wie es hier in Erscheinung trat, mit viel zu viel Leichtigkeit im Gepäck. Viel zu geschmeidig. Viel zu gefällig. Sein Auftreten beeindruckte jeden.

Nein, mich sollte er nicht wie jeden leimen. Sein Gehabe ist doch nicht normal, sagte ich mir. Unerträglich souverän schritt mein Kaninchen durch den Tag. Nicht einmal seine grauen Haare hatte es nötig zu tönen und trug sie bar jeder Kopfbedeckung zur Schau. Es genierte sich nicht im geringsten, betagt zu wirken. Tatsächlich hätte der Kerl mein Vater sein können. Bestimmt trennten uns zwanzig, wahrscheinlich aber dreißig Jahre. Eine ganze Generation.

Neid stieg wieder in mir hoch, angesichts der Frische mit der mein Kaninchen durch die Stadt streifte, wie ein jugendlicher Flamencotänzer. Eifersucht sogar, als es die Verkäuferin erreichte, die ihrerseits nicht mit Gegencharme geizte.

Es wählte ein Magazin aus dem Ständer, zählte dem Fräulein die Münzen vor und ließ noch ein Trinkgeld zurück, bevor es aus der Schlange trat.

Viel zu schnell, um noch in Deckung zu gehen, war es bei mir. Im Vorbeigehen erkannte es mich wieder, schwenkte die Illustrierte zum Gruß und strebte dem Ausgang zu.

Abermals kam ich mir dilettantisch vor. Von nun an musste ich höllisch auf der Hut sein. Auf keinen Fall durfte es mich ein drittes Mal zu Gesicht bekommen. Jetzt und hier gab es noch kein Problem. Aber jede weitere Begegnung, später und außerhalb der Bahnhofshalle, wäre des Zufalls zuviel gewesen. Bis jetzt sah unser Zusammentreffen noch normal



aus. Nichts daran konnte - unaufgeregt betrachtet - verdächtig sein.

In diesem Bewusstsein folgte ich meinem Kaninchen zum Ausgang und rätselte, wieso es eigentlich zum Bahnhof gekommen war. Für einen Zeitungskauf hätte es jedenfalls nicht gebraucht. Zeitschriften gab es überall in der Stadt und ohne dafür Schlange zu stehen.

Erneut kam meine Fantasie auf Touren. Denn da war ein leerer Fleck im Tageslauf. Mir fehlte ein Stück der Chronologie. Zwischen Kommen und Gehen war ein Vakuum von bestimmt zehn Minuten. War es entscheidende Zeit? Tat mein Kaninchen etwas Unerlaubtes, von dem ich nun keine Ahnung hatte? Hatte es etwas abgeholt oder überbracht? Eine Nachricht nur oder ein handliches Päckchen, klein genug für seine Manteltasche? Kam es nicht von hinten aus der Gepäckverwahrung und war dieser Ort nicht ideal für krumme Geschäfte?

Im Menschengetümmel, dachte ich, im Versteck aus Koffern und Geschreifühlen sich Kriminelle seit jeher wohl. Schließfächer waren wie tote Briefkästen und dienten der Anonymität. Hier konnte etwas im Verborgenen abgewickelt werden.

Vielleicht, so hoffte ich, würde sich dieses Rätsel noch lüften lassen. Meine Observation hatte ja erst begonnen.

Als wir wieder auf der Straße waren, umwehte mich ein frischer Wind der Zuversicht. Was vielleicht auch daran lag, dass mein Kaninchen eine Richtung vorgab, die mir zwar nicht lieb, aber gut vertraut war. Hier kannte ich mich aus.

Mit Taxifahrten hatte ich mir diesen Stadtteil zu Eigen gemacht, viele Jahre im Schichtdienst. In den Nächten lernte ich die Stadt inwendig kennen, im Scheinwerferlicht, im Neonlicht, im Rotlicht. Hier sammelte ich Erlebnisse und Erfahrungen, auch solche, die ich gar nicht sammeln wollte.

Je mehr ich diese Stadt erfuhr, desto fremder wurde sie mir. Es war das Paradoxon schlechthin, die Unlogik einer Metropole. Keine Stadt lässt sich je erfassen. Ich versuchte es zwar, diese Stadt als die meinige zu begreifen, aber es gelang mir nie. Bis heute nicht. Großstädte sind unbegreiflich.

Das Taxifahren machte mich krank, weil das, was ich in den Nachtschichten an Unbegreiflichkeit zu sehen bekam, krankhaft war. Ich kündigte. Kurz vor dem Wahnsinnigwerden machte ich Schluss mit dem Wahnsinn und reihte mich in die Schlange beim Arbeitsamt ein, um

gleichzeitig mein Versagen zu beklagen, mein dünnes Fell und die menschliche Schwäche. Warum nur war ich immer so sensibel, lamentierte ich, so weich, so unmännlich? War es nicht besser, weniger mitfühlend zu sein?

Das beste Mittel gegen den Wahnsinn war schon immer die Unempfindlichkeit gewesen. Das Abstumpfen. Außerdem hatte diese Stadt nichts übrig für Weicheier wie mich, für solche, die ihr Gefühl nicht verstecken konnten und die sich immer brav am Ende der Schlange einreihen.

Darum beschloss ich, mich abzuhärten und nach vorne zu drängen. Ich wollte endlich teilhaben daran, wovon die Nichtweicheier allesamt nie genug bekommen konnten. Erfolg. Nur dafür verfolgte ich einen mir unbekanntem Menschen, verfolgte ihn in eine Gegend, die ich aus Gründen des Misserfolges verlassen hatte.

Genau dorthin marschierte jetzt mein Kaninchen, wo ich aufgewachsen war, abseits vom Zentrum. Hier lag der Hinterhof der Stadt und jene trostlose Siedlung, die man verächtlich *das Viertel* nannte. Ich hatte es verlassen, weil mir alles hier zu unmodern, zu beständig monoton war. Darum wollte ich hinaus und an den Veränderungen der Neustadt teilhaben.

Überall sonst wurde am Erfolg gebaut, bloß in meinem Hinterhof nicht. Armselig normal lebten die Leute hier und keiner wollte etwas Besonderes darstellen. Keiner erhob sich über den Nachbarn und schenkte ihm auch nicht mehr Bewunderung als nötig. Unbeachtet und ausgegrenzt kam ich mir deshalb vor, wie von meiner Herkunft gezeichnet. Was zählte mein Ehrgeiz? Nichts! Ich sah nur von entfernt zu, wie aus dieser Stadt eine andere wurde und wie sie wuchs. Sie schoss einfach in die Höhe, wurde zweifach ausgedehnt und dreifach eingegraben. Ihr Fassungsvermögen vervierfachte sich vielfach.

saugt fremde aus  
speit freunde satt  
vielfräßig bist du stadt  
schlingend erbrechender schlund

So dichtete meine Freundin zum Abschied, weil ich sie verließ und aus dem Viertel zog.

Seltsam, nicht wahr? Die einen wollen durch diesen Schlund nach innen, um ihr Glück zu machen, andere quälen sich hinaus. Landflucht oder Stadtlucht? Stadtluft oder Landluft? Atemluft so oder so. Das Ein- oder Ausatmen wird zum Glaubensbekenntnis. Man sucht zwar ein und dasselbe, aber in entgegengesetzten Richtungen und immer aneinander vorbei.

Ich musste meine Dichterin verlassen, weil sie nicht in meine Richtung zog. Sie klammerte sich an ihre Poesie. Ich, der geborene Träumer, suchte die Realität, dachte nur, es ist ein ewiges Tauziehen dieses Zusammenleben. Man lässt besser los, wenn man etwas finden will. Es ist unmöglich treu zu bleiben, bei so vielen Versprechungen.

Das Viertel hatte ich auch deshalb verlassen, um nicht verbindlich zu werden. Dabei hasste ich früher nichts so sehr als die Unverbindlichkeit. Bis zur eigenen Entscheidungsfrage. Denn Verbindlichkeit und Veränderung vertragen sich eher missmutig. Veränderung hat einen hohen Preis, in jeder Beziehung.

So zog ich zwar fort, doch nur ein Stück weit, nach irgendwo zwischen da und dort. Hauptsache in Richtung Zentrum, um irgendwann später einmal anzukommen. Ein entschiedenes Fortgehen habe ich mir weder zugetraut noch leisten können. Irgendwie reichte es nicht. Inkonsequent eben. Alles war irgendwann nur noch irgendwie irgendwo. Vielleicht war ich entweder zu feige oder zu unentschlossen, keine Ahnung. Ich schaffte nur die halbe Flucht. Und wie es mit jeder Halbheit oder gar Halbherzigkeit ist, existiert eine zweite Hälfte weiter. Genau die macht einem das Leben zu Qual. Eine halbe Flucht kommt immer teuer zu stehen. Und ich habe es zu spüren bekommen.

Mein Leben begann sich bald ins Leere zu drehen, innerhalb dieser urbanen Ausdehnung. Ich verlor das Gespür für Sinn und Fülle, weil eine Hälfte nicht Hälfte bleibt, sondern sich wieder halbiert, sobald man sich für eine Spirale der Halbheiten entschieden hat. Und wer sein bisschen Restleben durch Halbheiten teilt, erlebt staunend, wie es sich zur Blase aufbläht. Am Ende kommt ein unendliches Nichts heraus, irgendwo im Asymptotischen. Das ist jene Mathematik, die ich zwar nie verstanden habe, die aber so funktioniert.

Und die Physik, die ich auch nie verstanden habe, funktioniert genau so: Eine Ausdehnung verliert, indem sie an Raum gewinnt, immer mehr und mehr an Substanz. An Wärme auch, bis es unumkehrbar vereist. Der

Physiker spricht von Entropie und der Teufel weiß, was in dieser Einbahnstraße noch alles dünner werden kann. Meine Zeit, meine Worte, meine Liebe?

Die Luft wurde jedenfalls dünner. Ich spürte wie sich mein Atem immer schwerer zog. In manchen Nächten bis zum Erstickungsanfall.

Psychosomatisch, meinte der Arzt und verschrieb mir trotzdem ein Spray gegen die Symptome. Vom Spray bekam ich Herzrasen. Dann ein Mittel gegen den ständigen Tommelwirbel hinter dem Brustbein. Das Pulsieren der Stadt manifestierte sich im Oberbauch, war an schnellen Tagen schneller und an langsamen langsamer. Der ewige Druck aber, Erfolg zu haben, blieb immer gleich bedrückend. Das neue Leben wollte bezahlt sein, an schnellen und langsamen Tagen.

So erreicht man die Grenzen der Stadt, musste ich erkennen, erst recht in der Nähe des Zentrums. Und natürlich in einem selbst. Dort wo man ein Herz vermutet schnürt es sich zuerst ein. Ich trug eine Sehnsucht in mir, doch benennen konnte ich sie nicht, sagte jedem nur, es sei nichts. Nichts, sagte ich.

Dieses Nichts versuchte ich mit Dingen zu füllen, die noch leerer waren als die Leere selbst. Alle Ziele und Träume, alle Werte die ich für ideal und gut befand, bröckelten langsam ab. Es war, als könne die schlechte Stadtluft nicht nur Steine und Denkmäler zersetzen, sondern auch die eigene Psyche. Und je mehr ich an Daseinskraft verlor, desto mehr träumte ich von Erfüllung, suchte mein Glück als Spieler und in zweifelhaften Geschäftsideen. Das Detektivbüro war die neueste dieser Ideen. Noch glaubte ich an meinen Erfolg.

Ich verfolgte mein Kaninchen an den Rand des Viertels, wo es kurz stoppte, um einen Anruf zu tätigen. Ich verstand auch diesmal kein Wort, zu fachlich, zu speziell war der Monolog. Aber alles klang nach strengen Anweisungen, wie sie nur jemand zu erteilen versteht, der auch das Sagen hat. Nicht unerbittlich, aber unmissverständlich. Soviel verstand ich, ohne viel zu verstehen.

Dann verschwand mein Kaninchen endgültig in jener Gegend die ich nicht leiden mochte, in das von mir und den Göttern verlassene Ghetto, in dieses letzte Viertel der Stadt, wo der Bodensatz seine Heimat hat, wie ich meinte.

So unangenehm diese Annäherung war, ich musste dorthin folgen, weil es mein Auftrag verlangte. Ich folgte gleichermaßen verwundert wie

angewidert. Was suchte mein Kaninchen in dieser Ecke? Dieser Ort passte nicht zu ihm, dafür war es zu ordentlich gekleidet, viel zu modisch. Auch seine Zielstrebigkeit weckte Befremden. Es war nicht zum ersten Mal hier, wie man jedem seiner Schritte anmerkte. Mein Kaninchen wusste wohin.

Vor einem Mietblock in der Erich-Kästner-Gasse machte es schließlich Halt. Sein Blick galt einem gekippten Fenster im zweiten Stock, um einen Namen zu rufen. Ich konnte nicht näher heran. Für mich blieb nur ein dreckiges Versteck, ein schmaler, nach Pisse riechender Mauervorsprung.

„Pfui Teufel!“ schimpfte ich in mich hinein und wissend, was in solchen Ecken alles getrieben wurde.

Das Viertel kennt unzählige dieser Nischen, die nie schlecht gut genug sein können für eine schnelle Befriedigung. Was wollte mein Kaninchen von diesen Leuten hier? Wenn suchte es?

Erst beim zweiten oder dritten Ruf kam eine Antwort von oben, dass die Gerufene nicht da sei. Ich hörte die Stimme einer betagten Frau und vermutete, sie muss zu gebrechlich sein, um sich am Fenster zu zeigen. Sie führte das Gespräch aus dem Inneren der Wohnung heraus, wobei man dem Gesang ihrer Stimme anmerkte, dass Schmerzen im Spiel waren. Wahrscheinlich war sie sogar bettlägerig oder an einen Rollstuhl gefesselt, kombinierte ich richtig, wie sich später noch herausstellen sollte.

Wo die Gesuchte denn hin sei, wollte mein Kaninchen wissen und bekam zur Antwort, dass das Mädchen zur Polizei gegangen ist, eine Aussage zu machen, wegen dieser dummen Geschichte. Bis spätestens Elf wäre es beim Griechen und würde dort warten.

Mein Kaninchen wünschte eine gute Besserung, versprach, beim nächsten Mal mehr Zeit zu haben, und verabschiedete sich, als es plötzlich von einer wilden Horde umzingelt wurde, die Süßigkeiten erbettelte. Die Kinder schienen ihn zu kennen und zu mögen. Ein älterer Junge wurde herbei gewunken und bekam Geld zugesteckt.

Sofort verspürte ich Unbehagen. Was wollte mein Kaninchen von dem Knaben? Sollten nun Dinge passieren, die man besser mied? Sollte ich etwas zu Gesicht bekommen, was man lieber nicht sehen sollte?

Nein, zum Glück nicht, alles war harmlos. Der Bub hatte nur einen Botendienst zu verrichten. Mit der Zeitschrift vom Kiosk verschwand er im Haus der Alten und trabte die geräumige Treppe nach oben in den zweiten Stock. Aus dem gekippten Fenster hörte ich die Klingel.

Stichpunktartig notierte ich das ganze Geschehen, ohne mein Kaninchen aus dem Blick zu verlieren. Es kontrollierte wieder seine Uhr, vergrub die Hände in den Taschen und schlenderte auf mich zu.

Eine heikle Situation bahnte sich an, denn ich konnte nicht mehr weg und ihm vor die Füße laufen. Das Versteck drohte zur Falle zu werden.

Notgedrungen drehte ich mich zur Mauer und begann das zu tun, was hier andauernd getan wurde. Von hinten und seinen Anstand vorausgesetzt - so hoffte ich - würde es mich nicht erkennen. Und so klappte es auch:

Während ich gesenkten Hauptes am Hosenschlitz herumfummelte, hörte ich seine Schritte leiser werden. Endlich lief alles in meinem Sinn.

Die Nebelschicht riss auseinander. Ein sonniger Tag kündigte sich an, zu schön, um ihn mit schnöden Pflichten zu vergeuden.

Gewiss, aber irgendwie musste ich wieder zu Geld kommen. Von allein kam es nicht und Sonnenschein tilgt keine Schulden. Längst hatte ich den Überblick verloren bei wem ich in der Kreide stand. Alle möglichen und unmöglichen Leute saßen mir im Nacken, jeder wollte das Geliehene zurück.

Doch woher nehmen, wenn schon den Banken die Geduld vergeht? Nur mit der Stütze vom Amt kommt man nicht weit und auch die Freunde werden irgendwann rar, wenn man zu oft an ihnen saugt.

Anfangs ist alles noch einfach. Man leiht sich einen Hunderter und lebt davon ein paar Tage. Und dann? Vom nächsten Freund holt man sich zweihundert, zahlt eine Rate vom ersten Hunderter zurück und behält sich den Gewinn. Schon hat man das Doppelte an Schulden. Alles was geborgt wird verdoppelt sich bevor man Bitte und Danke gesagt hat. Auch das ist Mathematik. Ständig zapft man neue Geldquellen an, als sei der Freundeskreis ein unerschöpflicher Brunnen.

Doch wie gesagt, auch Freunde versiegen. Sie werden trockener in ihren Ausreden. Immer zynischer. Je mehr sich der Zinseszins anhäuft, desto geschäftlicher wird die Zuneigung. Sobald du einmal ein Loch zu stopfen hast, rinnt es dir davon. Nicht nur das quecksilbrige Geld, alles rinnt davon, alles. Aus dem tropfenden Eimer wird ein Fass ohne Boden.

Nur der Scheck, den ich im Briefkasten fand, war Lichtblick und warmer Regen zugleich. So wohltuend wie jene herbstliche Sonne die nun ihre Strahlen sandte und den Herbstwind mild stimmte. Ich brannte schon

darauf, bei meiner Bank das Geld einzulösen und war gespannt auf das dumme Gesicht des Angestellten, der mich seit Monaten nur noch von oben herab bediente.

Allein dieser eine Gedanke ließ meine Schritte schneller werden, auch wenn mein Kaninchen sein Tempo hielt. Ich kam ihm bis auf wenige Meter nahe und musste mich ernsthaft ermahnen, nicht unbesonnen zu werden.

Keine Dummheiten, sagte ich mir, bloß keinen Übermut und den Verdienst leichtfertig verspielen. Noch so eine Panne wie am Bahnhof und ich hätte einpacken können. Meine rechte Hand schob sich von selbst in die Manteltasche und spürte nach der wertvollen Post, nach dem Scheck.

Ob es denn wieder eine Mahnung wäre, hatte mich mein Vermieter dazu befragt, als ich den Umschlag im Treppenhaus öffnete.

Meine Gegenfrage war, was es außer einer Forderung sonst sein könnte. Ich blickte dabei armselig drein und ließ mich in kein Gespräch verwickeln.

Auch bei ihm war ich im Rückstand. Die Mietzahlungen hatte ich schon seit Monaten einbehalten, weil ich genau wusste, mein Vermieter würde nachsichtig sein. Er war ein gütiger Mensch, zu gut für diese Stadt, einer von jenen, die trotz der Entfremdung geblieben waren.

Wer davonlaufe, versuchte er mir einmal zu erklären, der werfe seine Bindungen der Mode zum Fraß.

Täglich bekam ich solche Weisheiten zu hören, komische Sprüche, mit denen ich nicht viel anfangen wollte. Allesamt waren sie schrullig und seltsam verschlüsselt.

„Fremdgehen darf nur ein Heimkommen sein!“ sagte er ein andermal und gab Rätsel auf, die mir einfach zu blöd für eine Überlegung waren. Irgendwie war er wie meine Ex-Freundin, die mit dem Faible für Lyrik.

Aber ich mochte meinen Vermieter, ohne es erklären zu können warum, irgendwie. Und er mochte mich auch, das spürte ich. Trotzdem, er gehörte zum alten Schlag, zu jenen Menschen mit denen ich wenig zu teilen wusste.

Nun, vielleicht war gerade deswegen mehr Substanz zwischen uns - mathematisch und physikalisch erklärt.

Sein Denken war nicht das meine, seine Tugend auch nicht, weil zu unzeitgemäß. Weltfremd und unflexibel kam er mir manchmal vor, wie

überhaupt viele seiner Generation. Selbst Schuld daran, wenn nur das Abstellgleis blieb. Warum passten sie sich nicht an, so wie sich alle anzupassen hatten, dem Zeitgeist entsprechend und eben stadtgemäß. Wieso wollten die Alten nicht schick und modern sein? Nein, lieber irgendwie stur. Warum machten sie nicht wenigstens Platz, wenn andere es eilig hatten?

Fast mutwillig standen sie im Weg, verdarben einem den Ehrgeiz und erinnerten quasi daran, dass man vielleicht selbst einmal so enden würde, entweder griesgrämig oder von schwachsinniger Güte beseelt.

Letzteres traf auf meinen Vermieter zu. Aufopfernd kümmerte er sich um fremde Belange. Um die meinen und die der anderen Mieter. Immer schlich er um den Block und sorgte für Ordnung. Pausenlos unterwegs wollte er behilflich sein und einem Lebenssinn naheifern, der seine Immobilie zum Allgemeingut werden ließ.

Im Grunde bot er uns mehr als ein Heim, eine Heimstätte, Heimat eben. Es gelang ihm durch eine Hausordnung, die nichts Aufdringliches an sich hatte. Die Spielregeln waren nirgendwo niedergeschrieben, aber jeder wusste, was verlangt war. Man brauchte sich nur anständig zu benehmen, dann gab es auch keinen Ärger. Und niemand wollte dieses stille Einvernehmen stören.

Im Gegenzug bemühte sich unser Vermieter redlich, jeder Partei zu genügen. Ihn trieb kein Übereifer, mit dem er uns hätte nerven wollen, sondern nur sein aufrichtiges Bedürfnis, die kleinen Dinge des Lebens geregelt zu wissen. Das Menschliche war ihm immer wichtiger als ein störungsfreier Betrieb. Mit strikten Anordnungen beengte er weder sich noch uns. Ihm fehlte jeder Anflug von Rechthaberei. Er war ganz einfach zufrieden mit sich und seiner heilen Welt.

Sogar die Einnahmen des Hauses - wie schon oben angedeutet - schienen ihm nicht wichtig zu sein. Nie galt seine Frage der ausständigen Miete, womit er in meinem Bekanntenkreis die unangefochtene Ausnahme darstellte. Sonst sprach mich jeder nur noch wegen des Geldes an und forderte es zurück. Es gab kein anderes Thema mehr.

Mein Vermieter war wohltuend anders und fragte nur, wie es um meine Gesundheit bestellt sei oder ob ich etwas bräuchte. Aber auch, dass er sich um mich mehr und mehr Sorgen mache.

Ich sagte ihm stets, dass man nie genug bekommen könne und ich zwar fast gesund wäre, aber nur aus dem einen Grund, weil ich mir



einfach keine Krankheit leisten kann - worauf er meist seufzte.

Von meiner neuen Tätigkeit verriet ich ihm natürlich nichts, denn dass ihm Spitzeldienste zuwider waren, daraus machte er keinen Hehl. Er hatte die Diktatur noch am eigenen Leibe zu spüren bekommen und erzählte unentwegt vom Verbrechen gegenseitiger Denunziation.

Diese Zeiten sind Vergangenheit, vorbei und vergessen, erwiderte ich eilfertig.

Nun, was mich und meinen neuen Job anbelangte, so sah ich mich im Recht. Gewissermaßen war es meine Pflicht, endlich den Schuldenberg abzutragen, der zu immer unerträglicheren Begleitumständen führte. Beinahe täglich suchten mich Gläubiger heim. Ihr Poltern störte den ganzen Block. Sogar in der Nacht wurden meine Nachbarn aus dem Schlaf gerissen, wenn es des Geldes wegen zum Streit kam und nicht selten gegen meine Türe getreten wurde.

Ich ertrug diesen Wahnsinn nicht mehr. Allein das Ächzen einer belasteten Treppenstufe ließ mich verstummen und wie einen Verbrecher durch die eigene Wohnung schleichen. Von diesem Elend wollte ich mich und die Nachbarschaft befreien. Meiner Interessenslage stand zwar das Privatleben eines Anderen entgegen, das war mir durchaus bewusst, doch dieser Kerl, mein Kaninchen, davon war ich ebenso überzeugt, führte ein Gaunerleben und hatte jedes persönliches Recht verwirkt. So legitimierte ich mein Verhalten und diese Verfolgung.

Ich kam ihm wieder bis auf Tuchfühlung nahe, ganz in Eile, diese Gegend zu verlassen. Ich wollte sie rasch hinter mir wissen. Für mich gehörte das Viertel der Vergangenheit an. Ich wollte damit nichts mehr zu schaffen haben. Es sollte ganz aus meiner Erinnerung verschwinden. Alles einfach abstreifen, das wollte ich. Und ich wollte diesen Menschengeruch loswerden, der dort aus den Treppenhäusern und jeder Wohnung kroch und einem selbst noch anhaftete, obwohl man eigentlich schon fort war. Es war nicht irgendein Menschengeruch, es war der typische Verlierergeruch. Ich hatte ihn satt. Ich wollte nie wieder so riechen und jeder hübschen Nasespitze die eigene Herkunft verraten. Mit diesem Stallgeruch konnte man keinen Vorteil haben. Das armselige Leben im Viertel war Beweis genug.

Mein Kaninchen passierte die historische Stadtmauer und den Eingang zum modernen Teil der Stadt. Endlich waren wir wieder draußen und erreichten das *Loch*, wie es den Spitznamen trug.

Die Allee-Zur-Gerechtigkeit-Dem-Volke war der Länge nach komplett aufgerissen, um hier im Untergrund eine neue Bahnlinie zu verlegen. Man sah aufgebrochenes Pflaster und Teerplatten. Tiefe *Schützengräben* und Betonteile behinderten den Weg. Für den Verkehr war das weitläufige Areal gesperrt, er wurde weiter oben am Schlachthof vorbeigeleitet und vereinte in der Ferne Schweinegequieke und Motorenlärm.

Eine viel versprechende Info-Tafel beschrieb das Projekt und zeichnete das visionäre Bild einer künftigen Haltestelle, die dort vergraben werden sollte, wo sich jetzt noch jenes dunkle Loch in der Tiefe verlor. Ein Spalier aus Gitterwänden umzäunte den Bauplatz und gab den Fußgängern eine Passage vor. Mein Kaninchen nahm diesen abgesicherten Weg und ich folgte gerne. Mit jedem Schritt war Fortschritt zu spüren. Er lag in der Luft und schmeckte verlockend.

Ich beneidete die Bewohner dieser Gegend, für sie wurde gebaut. Wo gestern noch das Primitive war, entstand Zivilisation. Die Leute hier hatten es begriffen, dachte ich, anders als diejenigen im Viertel. In absehbarer Zeit würde sich das Zentrum bis zu ihnen erstrecken und erfolgreich zu Wirken beginnen.

Nur im Zentrum würden die Menschen erfolgreich sein, versprach ich auch meinen alten Freunden, weil jene dort besser riechen würden, weil sie folglich den besseren Riecher hätten, weil jene genau wüssten, wie man sich der Stadt anzupassen habe. Man brauche den wohlriechenden Duft, damit sich die Türen wie von selbst öffnen, meinte ich und räumte zwar ein, dass ich selbst einmal Idealist und der Ansicht gewesen bin, dass Selbstverleugnung unredlich sei, stellte aber klar, es habe sich nur um Sonntagsreden gehandelt, im Bierdunst gehalten. Man halte solche Reden, weil man weder den Montag bedenkt, noch den Schweißgeruch der restlichen Woche. Sonntags zum Frühschoppen wird vieles versprochen und geschworen, doch wer zurückblicke und vergleiche, was von dem ganzen Gerede noch übrig geblieben sei, sagte ich den Meinen im Viertel, dann müsste man auf der Stelle losheulen. Die sogenannten Ideale seien von der Realität überrollt worden. Jeder von uns sei gutgläubig gewesen und habe die heile Welt bewahren und gleichzeitig verbessern wollen. Aber warum, so fragte ich, sei es keinem gelungen.

Ich beschloss stattdessen den Weg der Vernunft zu gehen und jenen Lehrern zu folgen, die mir schon frühzeitig rieten, mit allen Mitteln

vorwärts zu streben. Nun wollte ich selbst so werden und deren Reden vom Erfolgreichsein halten.

Das Viertel, sagte ich, könne mir für immer gestohlen bleiben, denn ich wolle Erfolg und nicht Misserfolg. Ich wollte verfolgen und nicht verfolgt sein, der Jäger und nicht des Jägers Beute. Ich wollte überlegen sein und nicht ahnungslos wie mein Kaninchen, das nun den Bus Richtung Gewerbepark nahm.

Derweil es beim Fahrer ein Billett löste und sich einen Platz suchte, stieg ich durch die Hintertüre zu und machte mich auf der Rückbank klein. In einem Anzeigenblatt, das ich wie einen Schirm vor mir aufspannte, studierte ich die Sonderangebote der Woche, vom Ahornsirup bis zum Zitronenreiniger.

Nur ein Rabenvater würde seinem Sohn keinen Strongballer kaufen, erfuhr ich und bekam irgendwie Gewissensnot, noch sohnlos zu sein. Weiß der Himmel was ein *Strongballer* war. Eine grüne, eiförmige Scheußlichkeit jedenfalls, so und nicht anders sah das Ding nämlich aus.

Ich konnte Werbprospekte nicht ausstehen und nun hielt ich mir so ein blödes Blatt voller Scheußlichkeiten vor die Nase. Der geballte Wahnsinn, gedruckte Niedertracht, als sei die Welt ein einziger Preisverfall. Tausend unerträgliche Zumutungen auf die Größe einer Klodeckelfläche komprimiert.

Aberwitzig kam ich mir vor, eine lächerliche Karikatur meiner selbst war ich geworden. Ich tat Dinge, die mir gänzlich gegen den Strich gebürstet waren, nur weil es der Opportunismus verlangte. Ich reagierte nur noch, folgte stur dem Zugzwang und schien jede Kontrolle über mein Verhalten zu verlieren.

Er aber, er, dieser Kerl, besaß alle Freiheiten und bewegte sich nach Belieben durch die Stadt. Anders als ich. Ich hockte in diesem muffigen Proletenbagger und fuhr einem unbekanntem Ziel entgegen. Nur der Andere kannte es, ich nicht. Er wusste über das Wohin Bescheid und war auf Ahnung nicht angewiesen.

Eben hatte ich noch gedacht, mein Kaninchen sei ahnungslos? Von wegen! Ich war der wirklich Ahnungslose. Es saß vorne, ich hinten. Es ging voraus, ich hinterher. Es konnte seine Liedchen trällern, ich musste mucksmäuschenstill sein.

Der Bus stoppte. Ein Greis stieg zu und hielt den Verkehr auf. Zittrig stocherte er mit seinem Stock zwischen den Sitzreihen umher, um sich

irgendwann an eine der Halteschlaufen zu hängen.

Statt einen Sitzplatz zu erbitten, blieb er stehen, so wie es mein Vermieter auch getan hätte, nur um nicht zur Last zu fallen. Der Pensionist trug seine Würde zur Schau, den Hochmut einer Giraffe, die Sturheit eines Esels.

Mein Kaninchen natürlich, wer sonst, erhob sich gönnerhaft und machte seinen Platz frei. Selbst nahm es den Stehplatz ein und hängte sich an den Haltgriff.

Allmählich ging es mir gehörig auf den Geist. Ständig zeigte es sich von seiner Sonnenseite und freundlich gelaunt. Dieser unverwüstliche Charme machte mich rasend. Kein Mensch dieser Stadt war derart zuvorkommend und eifrig zur Stelle. Einfach widerlich.

Alles nur Schein und Fassade, um Mitmenschen zu täuschen, unkte ich selbstgesprächig, in Wahrheit aber war es gefährlich und falsch. Was sonst? Wahrscheinlich war es in Insiderkreisen schon dermaßen bekannt, dass keine andere Detektei den Job machen wollte.

Womöglich hatte ich den Auftrag auch nur bekommen, weil ich ein sorgloser Anfänger war und nichts von seiner Hinterhältigkeit wusste.

Wahrscheinlicher aber - und damit beruhigte ich meine Fantasie wieder - war es umgekehrt, dass mein Kaninchen schon jeden Detektiv der Stadt kannte. Man entschied sich für mich, weil ich ein unverbrauchtes Gesicht trug.

Der Bus steuerte weiter stadtauswärts. Mein Kaninchen wirkte ziemlich entspannt und schaukelte in jeder Kurve geschmeidig hin und her, derweil ich die vorbeiziehende Landschaft suchte.

Wir überquerten die Franz-Birkenspanner-Brücke, den einzigen Engpass auf dem Weg ins Gewerbegebiet. So schmal wie historisch. Ein schmuckes, neoklassizistisches Bauwerk. Als einzige Brücke der Stadt hatte sie die Bombenangriffe überstanden. Vor dem Krieg trug sie noch den Namen des Diktators. Nach der Kapitulation taufte man rasch um. Neuer Namensgeber wurde jener Held, der sich dagegenstemmte, als man einen Andersdenker vom Scheitelpunkt der Brücke warf. Birkenspanner wurde übel beschimpft, niedergeschlagen und kurzerhand dazugebunden.

Unvorstellbar und grauenvoll, diese Vergangenheit!

Das ganze Volk, hatte mein Vermieter erzählt, sei damals völlig durchgedreht. Es soll ein nationaler Rausch gewesen sein, damals, lange

vor meiner Zeit.

Ich blickte stromabwärts und schmiedete an einen Plan, um meine Verfolgung zu optimieren. Vielleicht konnte mir dieses Mädchen weiterhelfen? Nicht umsonst war mein Kaninchen deswegen im Ghetto gewesen. Die Alte hinter dem Fenster wusste zu berichten, dass dieses Mädchen zu einer Vernehmung musste. Es war also in eine Polizei-Sache verwickelt, die wahrscheinlich auch mein Kaninchen betraf. Ein lohnender Anhaltspunkt. Nach dem Verhör würde das Mädchen zum Griechen kommen. Bis spätestens um Elf, sagte die Alte.

Unser aller Ziel, darüber bestand kein Zweifel mehr, war ein Griechenlokal. Dorthin ging unsere Reise.

Ich zählte, wie viele griechische Lokale es in der Stadt gab und kam auf ein gutes Dutzend. Ein Drittel davon in Zentrumsnähe. Der Rest verteilte sich auf die einzelnen Bezirke. Hier an der Ausfallstraße Richtung Gewerbepark gab es nur ein einziges. Seit einem Jahr machte es im Städtischen Anzeiger Reklame.

Diese Reklame kam, wie jede Werbung natürlich, ziemlich unnatürlich daher, verdarb mehr den Appetit als ihn zu wecken. Man wurde von einem Koch angegrinst, der seine Nase in ein graues Gekritzel steckte, das wohl den Bratenduft darstellen sollte. Diese Witzfigur schwang seinen Kochlöffel wie zur Drohung.

Zu diesem Griechen würde unser Weg führen, dessen war ich mir fast sicher. An der nächsten Haltestelle schon war auszusteigen. Ein riskanter Augenblick kündigte sich an, die Gefahr einer Konfrontation, sobald wir beide auf dem Bürgersteig stehen würden, erst mein Kaninchen, dann ich.

Dass es mich wieder erkennen würde, war so sicher wie meine Erklärungsnot, in die ich geraten wäre. Selbst wenn es noch einmal an Zufall geglaubt hätte, eine weitere Beschattung wäre zur Plage geworden. Ebenso gut hätten wir uns gleich zum Duell verabreden können.

Mir blieb keine Wahl und noch weniger Zeit das Für oder Wider meines Vorhabens abzuwägen. Ich musste vor ihm auszusteigen und einfach bloß schneller sein. Würde er nicht aussteigen, dann ... Wie schon gesagt, es blieb keine Wahl!

Mit dem Zischen der pneumatischen Tür sprang ich auf die Straße und verschwand hinter dem nächsten Hauseck, so blitzartig wie sonst nur eine Kakerlake im Rinnstein zu verschwinden pflegt.

Ob es auch ausgestiegen war? Keine blasse Ahnung! Ich hatte nicht gewagt mich umzusehen und konnte nur hoffen.

Die Wirtschaft erreichte ich im flotten Laufschrift.

Eine angenehme Atmosphäre beherrschte die Stube, untermalt von Sirtaki-Klängen. Nur ein Gast war im Raum, eine junge Frau. Sie wärmte sich mit Tee, saß an einem der zentralen Tische und beobachtete meine Ankunft. Nicht auffällig, aber spürbar genug, um mir ein Kribbeln auf die Haut zu zaubern.

Ich nahm mir vor, erst zu grüßen, wenn sie den Anfang machen würde, als ich schon nickte und ein paar zuvorkommende Worte verschenkte.

Sie lächelte mit einem Nicken zurück.

War es die Verabredung meines Kaninchens? Ich war mir noch unsicher.

Auch Sie trug viel zu elegante Kleidung, um dort zu Hause zu sein, wo ich einst zu Hause war. Ich mochte nicht glauben, dass so eine Schönheit von dort unten kam. Ihre Mimik, die sich beim Lesen eines Buches verriet, imponierte.

Verlegen entledigte ich mich meiner Jacke und heuchelte die Frage, ob sie nicht gleich hier ums Eck in der Von-Renner-Siedlung wohne, weil sie mir irgendwie bekannt wäre.

Erwartungsgemäß verneinte sie, aber ich spielte den Überraschten. Ob sie noch nie in der Von-Renner-Siedlung gewohnt habe und wenn nein, wo dann?

Ich erfuhr, dass sie abseits vom Zentrum wohne, unweit des Georg-Büchner-Weges.

Also wirklich im Viertel.

„In der Erich-Kästner-Gasse, wenn Sie es genau wissen wollen“, konkretisierte sie sogar und ließ mir keinen Zweifel mehr.

Wir scherzten einige Takte, bevor ich mir Platz suchte. Eine durch Flechtwerk geschützte Parzelle bot sich an. Diese Nische kam meinem Vorhaben gelegen. Von hier aus konnte ich alles verfolgen, ohne selbst gesehen zu werden.

Dem Kellner rief ich gerade noch meine Bestellung zu, Hirtensalat und etwas Wasser aus der Leitung, als mit dumpfen Schwung die Türe aufgestoßen wurde.

Eine frische Brise wehte in die Gaststube und das hübsche Mädchen

begrüßte mein Kaninchen mit funkelnden Augen. Überschwängliche Worte lockten den Bekannten herbei. Das Buch wurde beiseite gelegt, blieb aber geöffnet und im Gespräch. Über Kunst wurde geredet.

Das Mädchen erzählte von einem Maler, einem gewissen *Wille* oder *Wulle*, der farbige Streifenbilder schaffe. Seine Arbeiten könne man zur Zeit im Museum der Moderne bestaunen, sagte es, kleine, mittlere und große Formate.

Mein Kaninchen hörte ohne Widerspruch zu und zeigte sich nicht uninteressiert. Überhaupt machte keiner von beiden Anstalten, schnell zum Thema zu kommen. Sie fühlten sich unbelauscht und ihrer Sache sicher.

Der Nährboden für Vertraulichkeit bestellte sich wie von selbst. Besseres hätte nicht mir passieren können. Ich brauchte nur abzuwarten. Irgendwann würde man ebenso zwanglos über Geheimnisse plaudern. Dafür blieb ich gerne geduldig und ließ das Pärchen über Kunst schwärmen.

Mein Salat war schnell gemischt und serviert. Er sah richtig lecker aus. Seine Zutaten glänzten frisch, der Käse, die Oliven, das reichliche Öl. Ich dachte an die Werbung mit der hässlichen Karikatur und war angenehm überrascht. Der Kellner zündete eigens eine neue Kerze an, um am helllichten Tag Licht zu machen.

Fremdwörter wehten herüber. Von *Konstruktivismus* und *Art concret* war die Rede, von *Color-Field-Painting* und *reduziertem Formenrepertoire*. Viel Blabla in meinen Ohren und unbrauchbar für das Protokoll.

Oder war vielleicht doch irgendwie etwas Brauchbares dabei? Was, wenn die beiden im Kunstbereich spezialisiert waren, mit Fälschungen oder Hehlerware? Ohne einen blassen Dunst von solchen Geschäften zu haben und nur um auf Nummer Sicher zu gehen notierte ich diverse Schlagworte.

Am Nebentisch kehrte Stille ein. Die leere Teetasse wurde abserviert. Das Mädchen bekam ein Souvlaki und Retina vorgesetzt. Mein Kaninchen begnügte sich mit einem kühlen Bier. Man prostete sich zu.

Zaghaft keimte das Gespräch wieder auf und bekam eine neue Richtung. Endlich fiel das Wort *Polizei*.

Mein Kaninchen wollte wissen, wie es dort gelaufen sei. Das Mädchen berichtete von einem erheblichen Schaden, viel höher als erwartet, aber beide Gutachter waren sich in ihrer vorläufigen Schätzung

einig. Wahrscheinlich käme auch noch Schmerzensgeld hinzu.

Ob es mit einer Anzeige zu rechnen hätte?

Das Mädchen nickte verschämt und beklagte die eigene Einfalt, nannte es eine sträfliche Dummheit, sich nicht abgesprochen zu haben. Dann wäre dieses Durcheinander nie passiert.

Mein Kaninchen fand wie stets ruhige Worte. Das jemand verletzt wurde sei zwar ärgerlich, sagte es, der Rest aber wäre eine Frage des Geldes, somit imaginär und nur ein Problem auf dem Papier. Aus Fehlern könne man lernen, der materielle Verlust zähle nicht. Es fragte, welcher Betrag denn überhaupt genannt wurde und das Mädchen flüsterte ihm die Summe ins Ohr. Mein Kaninchen piff durch die Zähne.

„Du machst wohl keine halben Sachen, was?“ sagte es und bot sich an. „Ich würde dir ja gerne das Geld geben, aber du hast ja den gleichen Stolz wie deine Mutter.“

„Ich schaff das schon allein“, bestätigte das Mädchen und wische sich eine Träne ab.

„Ich weiß, dass du das schaffst, da habe ich keinen Zweifel“, nickte mein Kaninchen. „Aber ohne Sorgen ... ich will nur, dass du es ohne Sorgen schaffst.“

„Erst muss man mir mal glauben .... wenn man mir nicht glaubt?“

„Unsinn! Jedem hätte ähnliches passieren können und ich denke, kein Richter der Welt wird anders urteilen. Dein Herz schlägt am rechten Fleck, nur das zählt im Leben!“

So ein Schleim, dachte ich nur und es grollte in mir. Seine Hintergedanken konnte ich mir lebhaft vorstellen, bei so einem Mädchen. Am liebsten wäre ich aufgesprungen und hätte mein Kaninchen bloßgestellt, als einen Kerl beschimpft, der womöglich gefährlich ist, ein krimineller Blender. Nur zum Schein so freundlich. Einer, der so sehr verdächtig ist, dass man ihn auf Schritt und Tritt bespitzeln muss und viel Geld dafür bezahlt wird, seine Machenschaften aufzudecken.

Derart zu reagieren wäre aber mehr als unklug gewesen, es wäre die schwachsinnigste Dummheit überhaupt gewesen. So sehr dumm, dass man es sich kaum noch vorstellen kann. Ein pubertärer Impuls wäre es gewesen, den ich umgehend zur Räson brachte. Erstens war es nicht meine Aufgabe einem hübschen Mädchen Beistand zu leisten und zweitens musste ich davon ausgehen, dass es keinen Beistand nötig hatte. Wahrscheinlich war es sogar in die Machenschaften meines Kaninchens



verstrickt, seine Komplizin also. Gefühle waren ganz und gar fehl am Platz!

Ich hatte mich gefälligst auf den Auftrag zu konzentrieren und meine triebhaften Wünsche außer Acht zu lassen. Die Situation verlangte mehr Härte von mir, auch gegen mich selbst

„Konzentriere dich auf deinen Auftrag!“ rief ich mich zur Besinnung.

Noch immer konnte ich kein brauchbares Ergebnis vorweisen. Bisher hatte ich nur einen spärlichen Schmierzettel verfasst. Nichts war feststellbar, nichts was meinem Kaninchen anzukreiden war. Eine tadellose Wesensart konnte ich vermelden, einige Umwege quer durch die Stadt und die Geschichte mit dem Mädchen, welche vollkommen wertlos war, solange ich nicht wusste, worum sich die ganze Sache überhaupt drehen würde.

Und dann noch sein primitives Anbaggern, von wegen *dein Herz schlägt am rechten Fleck*, was in meinen Ohren so abgeschmackt klang, dass ich es nicht einmal für ein Extrahonorar im Protokoll vermerkt hätte.

Komplette Fehlanzeige also. Eine Stinkwut bekam ich auf diesen Kerl. Jagdfieber packte mich und dazu das Verlangen, ihn zur Strecke zu bringen.

Ich wollte einen Vorstoß wagen und gezielt in seine Intimsphäre eindringen. Ich wollte seine Maske fallen sehen, sein wahres Gesicht zu Gesicht bekommen. Ich wollte die Wahrheit über ihn erfahren, und - wer mag es mir verdenken - über das Mädchen irgendwie auch. Ich wollte - nachdem schon der halbe Tag vertan war - mit mehr Nachdruck an die Sache ran. Ich wollte ihn entlarven und knacken, diesem Kerl eine Falle stellen. Ich wollte - was mir in meiner Rage aber nicht mehr klar war - ganz und gar gegen den Willen meines Auftraggebers handeln.

Denn mein Auftrag lautete schlicht und einfach nur, zu dokumentieren was mein Kaninchen den Tag über tat, nicht weniger und nicht mehr. Nie war die Rede davon gewesen, etwas nachzuweisen. Weder im Guten noch im Schlechten sollte ich in seinem Privatleben nachbohren. Und schon gar nicht irgendwelche Fallen auslegen. Tatsächlich aber war ich zu diesem Zeitpunkt schon zu vernarrt. Ich steigerte mich in diese Verfolgungsgeschichte hinein und war vor lauter Raserei erblindet.

Ich skizzierte also einen irrsinnigen Schlachtplan, der zwangsläufig das Verhalten meines Kaninchen beeinflussen und es in eine Richtung jagen würde, die es an diesem Tag und ohne mich nie eingeschlagen

hätte. Ebenso hätte der selige Konrad Lorenz auf seine Graugänse ballern können, um deren Paarungsverhalten zu studieren. Ich tat es:

Auf der Speisekarte fand sich die Nummer des Lokals und ich tippte sie in mein Handy. Es klingelte vorne an der Schänke. Der Kellner hob ab und ich verlangte mit leiser Stimme das Mädchen zu sprechen.

Wer ich sei, wollte es wissen und ich stellte mich als *Freund* vor, der von dem Polizeiverhör wisse. Auch über andere Dummheiten wüsste ich Bescheid und wolle deshalb warnen. Das Mädchen drohte sofort aufzulegen, doch ich fiel ihm ins Wort und berief mich auf die Alte aus der Erich-Kästner-Gasse, von dieser käme schließlich die Warnung und nicht von mir. Ich würde nur vermitteln, sagte ich in selbstlos gefälligem Ton.

Es schnappte nach meinem Köder. Verunsichert und neugierig wurde das Mädchen zahm. Wieder wollte es meinen Namen wissen und bat mich, doch etwas lauter zu sprechen.

Mein Name tue nichts zur Sache, wiegelte ich ab, wichtig sei nur, dass es mit ihrem Bekannten so schnell wie möglich aus dem Lokal verschwinde, ein Schlägertrupp sei im Anmarsch. Und selbst sei ich jetzt gerade in einer so verwickelten Lage, dass ich nur flüstern könne. Es gehe um Leben und Tod, schürte ich ihre Angst und präsentierte eine derart haarsträubende Geschichte, dass der jungen Dame der Atem stockte. Ihr Bekannter, legte ich nach, sei nicht derjenige, für den sie ihn halte.

Warum denn ihre Mutter nicht selbst anrufe und mich als Vermittler gebrauche, fragte sie, ob noch etwas anderes nicht stimme.

*Mutter*, hatte sie gesagt. Die Alte war ihre Mutter - Bingo! Ich erinnerte mich an die kränkelnde Stimme der Frau und deren Unfähigkeit ans Fenster zu kommen. Ziemlich abgebrüht sagte ich, dass es wieder schlimmer geworden sei. Zum Telefonieren wäre ihre Mutter nicht mehr in der Lage.

„Ein neuer Anfall!“ rief das Mädchen bestürzt.

Ich schwieg und triumphierte innerlich. Nun lief alles wie von selbst und dieses junge Ding verlangte von mir nach Rat, was zu tun wäre. Es hing fest am Haken und die Zeit war reif, die Schnur zu straffen.

Es müsse den Begleiter ins Museum der Moderne locken, befahl ich, weil mir spontan kein besserer Ort einfiel und das Kunstinteresse des Mädchens ein guter Anknüpfungspunkt war. Ich würde ebenfalls kommen und eine geheime Akte mitbringen. Das Dokument stünde im Zusammenhang mit dubiosen Geschäften und belaste den Bekannten auf

unerhörte Weise.

„Wir treffen uns um 12 Uhr 30 vor den Streifenbildern, die werden da zur Zeit gezeigt“, sagte ich streng und ergänzte, dass meine Geschichte zwar unglaublich klinge, aber es könne die Beweise ja selbst prüfen. Zunächst aber müsse es meine Anordnungen exakt befolgen, betonte ich mit viel Psychologie, um genau in diesen Moment das Gespräch zu kappen.

Zufrieden schob ich das Handy in die Hose, zählte die Zeche auf den Tisch und machte mich auf den Weg.

Mein Kaninchen saß mit dem Rücken zu mir und wartete auf das Mädchen, das hinter der Schänke stand und zur Salzsäule erstarrt war. Noch klammerte es sich an den Hörer. Ein leerer, ratloser Blick erreichte mich. Ein Blick der nichts von meiner Niedertracht ahnte. Ich winkte einen freundlichen Abschiedsgruß zurück und verschwand ins Freie.

Von nun an hielt ich das Heft in der Hand und verspürte Siegesgewissheit. Eine diebische Vorfreude gesellte sich dazu. Ab jetzt sollten nur noch meine Regeln gelten. Und ich gab die Richtung vor. Durch einen klugen, genialen Schachzug, wie ich meinte.

Der Bus brachte mich wieder Richtung Innenstadt und zurück ins Zentrum, als mir auf der Franz-Birkenspanner-Brücke der Gedanke ins Hirn schoss, das Mädchen würde bestimmt zu Hause anrufen. Mir wurde heiß und kalt. Ich hatte die Folgen noch gar nicht zu Ende gesponnen, da perlte schon der Schweiß von der Stirn. Unbedingt war einzugreifen, soviel wusste ich. Durchdachte Worte zu schmieden blieb keine Zeit.

Wie ferngesteuert wiederholte ich den letzten Anruf, verstellte diesmal die Stimme und gab vor, Arzt des Städtischen Klinikums zu sein. Dem Mädchen log ich vor, die kranke Mutter zu behandeln und malte aus dem Stegreif eine Story aus, viel zu haarsträubend um sie nicht zu glauben.

Meine Patientin, sagte ich, müsse zwingend operiert werden, doch sie sträube sich noch und wolle das Einverständnis zur Narkose nur dann unterschreiben, wenn ihre Tochter von der anrückenden Schlägerbande wisse. Deswegen dieser mehr als unübliche Anruf.

Das Mädchen bestätigte den Erhalt einer entsprechenden Nachricht und versicherte im selben Atemzug genau das zu tun, was vom anonymen Anrufer verlangt wurde.

Der Arzt - also ich, die Rolle eines Arztes spielend - beruhigte das

Mädchen und versicherte, die Operation selbst und mit größter Sorgfalt durchzuführen. Ein paar optimistische Floskeln, dass sich alles zum Guten wende, rundeten meinen Anruf ab.

Damit waren meine Bedenken vom Tisch. Die Gefahr eines klärenden Anrufs bei der Alten abgewehrt. Ich wischte mich trocken, lehnte den Kopf gegen die Fensterscheibe und genoss ein Gefühl, das noch stärker war als meine Siegessicherheit. Ich spürte Macht. Auch Eitelkeit tat sich breit. Ich war auf dem Weg ins Zentrum, auf der Straße des Erfolges, den ich mir um jeden Preis wünschte.

Draußen zog die Stadt entlang, meine Stadt, die mir mehr gehörte denn je. Sie leuchtete taghell. Der Nebel hatte sich zur Gänze aufgelöst und eine freundliche Sonne strahlte über dem großen Getriebe. Die Welt roch mir irgendwie lieblich und schmeichelhaft.

Ich erreichte den Den-Helden-Der-Einheit-Platz und stieg dort vor dem grauen Betonmonument aus. Über ein silbriges Kopfsteinpflaster querte ich hinüber zur Stadtsparbank und huschte noch knapp vor der Mittagspause hinein, um endlich den Scheck einzulösen.

Der nächste Bus aus dem Gewerbepark, so wusste ich, würde erst eine halbe Stunde nach mir eintreffen. Ich hatte also genug Zeit, stolzierte durch die gläserne Drehtüre und atmete das Geld, druckfrisch und klimatisiert. Hier war für mich das Innerste vom Zentrum, die Achse des Mittelpunkts, das Herzstück. Es roch noch lieblicher als draußen in der Sonne. Es roch süß, nach den kleinen und großen Geschäften. Ein erotischer Hauch.

Nur hier werden die wirklichen Dinge abgewickelt, kam mir in den Sinn, und ich freute mich schon diebisch auf den Augenblick, wenn mir der Kassier die Scheine vorzählen würde, laut und für alle Anwesenden vernehmlich.

Diesmal kam ich nicht als Bittsteller, wie so oft in den letzten Wochen. Diesmal triumphierte ich über diesen Schnösel, der immer so tat, als würde ein Kredit von seinem Lohn abgezogen. Nun würde sich seine Überheblichkeit in ein gekünsteltes Lächeln verwandeln und jene Leier nicht aufgesagt werden, wonach er keine Auszahlung vornehmen dürfe, so leid es ihm täte, solange es bei mir an Sicherheiten fehle, an regelmäßigen Einkünften und Blabla ...

Ich sah ihn schon Luft holen für diesen erprobten Spruch, welcher mich einmal mehr als kreditunwürdig zurückweisen sollte, doch ich kam

ihm zuvor und schob den Scheck unter seine Nase. Ungläubig schien er daran zu schnuppern, drehte und musterte das kostbare Stück Papier, ohne jedoch eine Wertung zu äußern. Spürbar widerwillig griff er in die Kasse und blieb skeptisch.

Auch ich zählte misstrauisch nach, da er nach Art aller Kassiere die Scheine zu schnell hingeblättert hatte.

Eine Unsitte, so mit Geld und Kunden zu hantieren. Ein stil- und rücksichtsloses Gebaren, dachte ich und verabscheute irgendwie das, wonach ich selbst strebte.

Unweigerlich war ich an den Gepäckkutscher erinnert, der mich am Morgen fast überrollte und mit einem Affenzahn durch die Menschenmenge gerast war. Dieser nicht besser als Jener. Ein Kassier überrollt am Schalter die Leute, der Gepäckfahrer am Bahnhof. Beide werden für ihre Schnelligkeit bezahlt. Zielvorgaben unterliegen der Stoppuhr, nicht der Rücksichtnahme. Es ist das Tempo dieser Zeit, die Eile jener, die dabei sein und voran kommen wollen, fleißiger, schneller, höher, weiter, größer, besser, toller, schöner, schlauer, strebsamer, gerissener, verbissener, härter, unnachgiebiger, gnadenloser, unterwürfiger, kaltschnäuziger, arschkriechender, käuflicher, verwerflicher ...

Und immer mehr solcher Streber schickten sich an, die Grenzen zu verschieben. Ich auch. Ich half beim Streben und Schieben fleißig mit, ellbogenmäßig gewöhnte ich mir dieses Tempo an. Im Getriebe der Stadt wollte ich ein Rädchen sein, dem Fortschritt Schwung geben und die Tugend der Schnelligkeit vorantreiben, eine Tugend, der sich immer weniger Stadtmenschen entziehen konnten. Und diese Tugend glückte mir beim Geldeinsacken besonders gut.

Eilig wie ein Räuber floh ich auf den Den-Helden-Der-Einheit-Platz und steckte die Banknoten in jenen Umschlag, der auch die Fotografie des Kaninchens und den Auftrag verwahrte. Jetzt fühlte sich das Ganze noch besser an, richtig gut. Statt einem nutzlosen Scheck trug ich ein freundliches Bündel brauner Scheine bei mir. Endlich besaß ich wieder Wert, war wieder wer.

Am Heldendenkmal vorbei erreichte ich das Museum der Moderne. Eine schläfrige Stille beherrschte die Eingangshalle und selbst die Dame am Schalter war eingenicke.

Wegen der Herbstferien fehlte das Pflichtpublikum und somit die Überschwemmung durch kreischende Schulklassen. Mir konnte es nur

recht sein.

Ich bog mich an der Schläferin vorbei und folgte einfach den leuchtenden Pfeilen und Nummern, die den richtigen Betrachtungsweg markierten. Zuerst die Treppe empor und dann durch ein paar verwinkelte Gänge in eine geräumigen Lichthalle mit gläsernem Dach. Hier ließ ich mich auf einer schmalen Holzbank nieder und bestaunte die Exponate.

Reihum waren sie an dünnen Fäden aufgehängt. Eigenwilliges stach ins Auge, eine bunte Strenge. Die Farben wirkten kräftig und klar. Ebenso die Formen. Viel Bestimmtheit, kontrastierende Bahnen und Linien. Das waren die Bilder von denen das Mädchen geschwärmt hatte. Ich spürte eine Geradlinigkeit die mir fremd vorkam.

Wer um alles in der Welt, dachte ich, denkt sich solche Motive aus? Wozu die Mühe einer Direttissima und diese Steilheit? Wen überhaupt interessieren gestrichene Linien oder lineare Striche, so gebündelt, dass einem schwindlig wird vor den Abgründen aller Möglichkeiten? Nein, ich wollte mir keinen Kopf voller Streifen machen.

Statt mich mit Künstlerfragen zu quälen rekapitulierte ich das Tagesgeschehen, jenes Missgeschick vorm Bahnhof, meinen bösen Sturz, den Weg ins Viertel, die Alte am Fenster, die Busfahrt ins Gewerbegebiet, das Griechenlokal, dieses hübsche Mädchen und diese ungeklärte Sache mit der Polizei.

Das war doch schon jede Menge. Ich staunte nicht schlecht. Allein vom Vormittag gab es reichlich zu berichten. Mehr als genug. Warum hatte ich das vorher nicht gesehen? Warum eigentlich hatte ich das Mädchen angerufen, welcher Huf hatte mich da getreten? Warum versuchte ich den Lauf der Geschichte in eine neue Richtung zu lenken?

Anders als im Griechenlokal sah ich jetzt wieder klar und den ganzen Widerspruch meiner Logik. Mir dämmerte, dass ich von Ehrgeiz zerfressen war, von Eifersucht betrunken. Raserei war der erste Anruf gewesen, kaltherzig und unverzeihlich der zweite. Beide Telefonate zusammengenommen waren eine Skrupellosigkeit. Ganz zu schweigen von der Schnapsidee, hier im Museum zusammenzutreffen, das Mädchen, mein Kaninchen und ich.

Was hätte hier im Museum passieren sollen, Aug in Aug mit meinem Kaninchen?

„Guten Tag, Herr Kaninchen, ich spioniere Ihnen nur ein Bisschen hinterher, um Geld zu verdienen ... verzeihen Sie mir den neckischen

Scherz mit dem Zusammentreffen hier ... und lassen Sie gefälligst die Finger von der Kleinen, Sie geiler Bock!“ etwa so? Ganz schlau, wie? Nein, von Genialität keine Spur. Selbstredend ein Unsinn, keine Frage.

Was hatte ich hier erwartet, und wie weiter? Wie lautete mein schlauer Plan, wie sah er aus? Ich hatte nicht den Windhauch einer Ahnung. Nur eine Vorahnung zog auf wie dunkle Wolken am Himmel, eine plötzliche Vision, die alles bedrohlich werden ließ:

Ich sah einen Torero, konzentriert und selbstsicher zum Stoß ansetzend. Der Stier hingegen fixierte nur das rote Tuch, ignorierte den Degen dahinter. Er galoppierte blind seinem Drama entgegen und hatte schon so viel Masse in Schnauben und Wut verwandelt, dass es kaum noch ein Bremsen gab.

Der Stier war ich, meine Lage spitze sich zu. Wieder perlte der Schweiß aus allen Poren, als schickte sich sein Rinnsal an, einen Wahn ertränken.

Würden die beiden im Museum der Moderne auftauchen, mein Kaninchen und das Mädchen, mich aber nicht finden, dann wäre eigentlich nichts verspielt, dachte ich. Sie würden einige Zeit bleiben, die Bilder betrachten und sich wie genarrte Kinder wundern. Nach einem klärenden Anruf im Krankenhaus oder bei der Alten würden beide feststellen, dass alles nur ein boshafter Scherz war. Sie würden zur täglichen Routine zurückkehren. Die Normalität wäre wieder hergestellt. Dann könnte ich mich meinen Job fortsetzen, in aller Ruhe, so als sei nichts gewesen, so wie ursprünglich geplant und dem Auftrag gemäß.

Das klang richtig vernünftig. Ich wollte schleunigst das Museum verlassen und meine Haut retten.

Plötzlich hörte ich jemand die Treppe erstürmen. Eine hektische Attacke. Schritte wie Trommelwirbel, der nichts Gutes ankündigte.

Das Mädchen war ohne seinen Begleiter gekommen. Im Obergeschoss hetzte es durch die Räume und unausweichlich auf mich zu. An Flucht war nicht zu denken und schon standen wir uns gegenüber, Aug in Aug.

Es zeigte sich erfreut und verwundert, mich hier zu sehen. Aber auch enttäuscht. Erfreut, weil es mich vom Griechen her kannte. Enttäuscht, weil es einen Unbekannten suchte. Ich sei jedenfalls der Falsche, stellte es fest und fragte, ob ich sonst noch jemanden im Museum bemerkt hätte, einen Mann.

Scheinheilig erkundigte ich mich nach dessen Aussehen, nach Bekleidung, Haarfarbe oder anderen Merkmalen.

Es zuckte etwas ratlos mit den Schultern und meinte, dass er vielleicht ein Päckchen bei sich trage, eine Akte, ein Dokument. Doch auch das sei ungewiss. Es habe im Grunde keine Ahnung.

Ich verneinte alle Fragen und schnitt eine nachdenkliche Grimasse. Ob es denn wirklich so eine dringende Angelegenheit wäre, wollte ich wissen, doch statt einer Antwort schluchzte es zart. Seine Augen wurden glasig. Fast wäre ich schwach geworden, doch eine innere Stimme warnte mich vor Gefühlen.

Die Situation war nicht leicht für mich. Gerade jetzt, wo mir dieses Mädchen so nahe war, musste ich ungerührt bleiben. Wie ein Stück morsches Holz kam ich mir vor, das einer Brücke versprach, ihre Last zu tragen. Schäbig einfach. Und mein Unbehagen wurde umso schlimmer, je mehr Vertrauen ich geschenkt bekam.

Arglos begann das Mädchen von ihrer kranken Mutter zu erzählen. Diese läge zur Stunde in Narkose, habe aber vor ihrer Operation noch eine unglaubliche Warnung ausgesprochen, verriet es mir und erzählte genau diese lächerliche Geschichte, die ich selbst so schamlos erlogen hatte.

Alles sei so unverhofft gekommen, dass es immer noch keinen klaren Gedanken fassen könne, klagte das Mädchen. Die ganze Sache habe seinen unerschütterlichen Glauben erschüttert und nun wisse es nicht mehr, wem überhaupt noch zu trauen ist, denn ihr Onkel, mit dem es eben noch beim Griechen war, sei aus unbegreiflichen Gründen und in noch ungeahnter Weise in eine wohl unrechtmäßige Sache verwickelt.

Dass mein Kaninchen der Onkel war, schlug sich mir wie ein Klumpen in den Magen. Ich kam mir noch mieser vor als ein morsches Stück Holz. Damit hatte ich nicht gerechnet: Schlimm genug, dass ich dem Mädchen erbärmliche Lügengeschichten über den Zustand seiner Mutter auftischte. Aber nun begann auch ein Gift zu wirken, dass ich vollkommen sinnlos zwischen seine Familienbande gestreut hatte.

Das hatte ich nicht gewollt. Ich wollte doch nur meinen Job gut machen. Hätte ich ahnen können, dass sich die Dinge so entwickeln und dieses arme Mädchen zur Leid tragenden wird?

Es blickte mich mit seinen feuchten Rehaugen an und flehte mit karger Gestik um Hilfe. Ich spielte den Einfühlsamen und wollte wissen, wo denn sein Onkel jetzt sei. Fast wäre mir das Wort *Kaninchen*



herausgerutscht.

Es wisse es nicht, es habe sich mit ihm zerstritten. Von den ganzen Verdächtigungen habe es ihm erzählt, gestand es. Es sei nicht ihre Art zu lügen, nie würde es betrügen oder täuschen, ganz egal worum es sich handele. Es konnte einfach nicht anders, als dem Onkel die Botschaft des anonymen Anrufers zu verraten, einschließlich der Beschuldigungen gegen ihn, weil es immer mit offenen Karten spiele.

Zwar habe sein Onkel versucht, es zu beruhigen, gesagt, dass es sich nur um einen Irrtum oder Scherz handeln könne und einer anonymen Verleumdung kein Glauben zu schenken wäre, aber darauf gab ihm die Nichte zur Antwort, dass ihre Mutter zwar eine kranke, aber gewissenhafte Frau wäre, die sich nie an Verleumdungen beteiligen würde.

Ihr Onkel wollte daraufhin eigenhändig bei seiner Schwägerin anrufen und der Nichte beweisen, dass alles nur ein Schwindel ist. Im selben Moment aber, erzählte das Mädchen, habe ein Arzt des Städtischen Klinikums angerufen, dass seine Mutter operiert werden müsse.

Das alles teilte das Mädchen seinem Onkel mit, der daraufhin resignierte. Er mochte die Geschichte immer noch nicht glauben. Sie sei unlogisch und passe für ihn auch zeitlich nicht zusammen, meinte er, weil er eben erst bei seiner Schwägerin gewesen war. Sie könne alleine ins Museum fahren, soll er seiner Nichte gesagt haben, er würde jedenfalls nicht mitkommen.

Ich lobte das Mädchen, seine Offenheit und den Entschluss, alleine zu kommen, nannte es ein tapferes Mädchen und sprach ihm Mut zu.

Endlich fragte es mich, ob ich ihm nicht helfen wolle, da es sich selbst nicht mehr zu helfen wisse. Nie zuvor im Leben sei es derart verwirrt und ohne Rückhalt gewesen. Mit zarten Fingern zupfte es an meinem Kragen und neigte seinen Kopf gegen meine Schultern. Mir wurde richtig heiß in den Wangen.

Die Zeit war reif, um etwas Gefühl zu erlauben. Ich versicherte dem Mädchen, wie sehr auf mich Verlass sei und brachte den Vorschlag, gemeinsam auf den unbekanntem Anrufer zu warten. Dankbar nahm es mein Angebot an und hieß mich einen *wahren Beschützer*.

Wir durchstreiften die Ausstellungsräume und kamen ins Plaudern. Es erzählte mir, wo es im Viertel wohne, welches zu unrecht auch *Ghetto*

genannt werde. Dort sei es nämlich gerne, weil da die Menschen noch nicht so verkorkst denken würden wie jene im Zentrum. Ins Zentrum fahre es nur ungern. Dessen Leute, sagte es, seien zu ehrgeizig. Menschen die sich nur von Ehrgeiz leiten lassen, wären arm dran, bekundete es ihr Mitgefühl, weil sich deren ganzes Denken in der armseligen Angst versteifen würde, ein anderer könnte schon einen Schritt voraus sein. Es verstehe nicht, weshalb man sich für solche kindischen Spiele derart ins Zeug lege, bis hin zur Selbstverleugnung würde man gehen.

Ob das nicht krankhaft sei, fragte es mich, jedes Ideal dafür zu opfern, sich selbst aufzuopfern für ein liebloses System, denn das habe ja gar nichts mehr mit Erfolgreichsein zu tun, sondern sei im Gegenteil Unvermögen, Unverständnis und Unart, wenn man sich dieser Stadt anpasse wie ein Chamäleon, anstatt zu überlegen, wie es besser gelingen könnte, eben besser als bei den Mimikry-Tieren.

Ich stimmte unbedingt zu und es freute sich, dass wir uns so gut verstünden.

Wir kamen an den Streifenbildern vorbei und ich wollte schon weiterdrängen, als es mich zurückhielt und zu schwärmen begann, wie bezeichnend doch diese schmalen Farbbahnen wären, geradlinig und klar, eine Eigenschaft zum Ausdruck bringend, die aus den eben erwähnten Gründen immer mehr verloren ginge.

Wieder gab ich dem Mädchen recht, seine Betrachtung würde die Kunstwerke treffend beschreiben. Aber leider, so machte ich unmissverständlich klar, hätten wir im Augenblick ernstere Sorgen.

Mit sanften Druck schob ich es aus dem Raum und weiter in den dahinter liegenden. Wir durchkämmten alle Räume auf der Suche nach diesem Mann, der niemals kommen würde. Ich wusste, dass jeder dieser Schritte überflüssig war, aber ich musste die Museumsrunde machen, weil die Zwänge es verlangten. Und lediglich in einem der Seitenflügel trafen wir unverhofft auf eine Person. Dort saß nämlich ein einsamer Museumswächter, weißbärtig und blass, der entweder tot, aber wahrscheinlich auch nur eingeschlafen war.

Immerhin war der Weg nicht umsonst. Das redselige Mädchen schüttete mir sein Herz aus. Es verriet mir, dass es schon im Griechenlokal gedacht habe, ich könnte ein zuverlässiger Mensch sein. Es wisse nicht warum, wahrscheinlich sei es Intuition, doch es vertraue mir einfach aus einem gutem Gespür heraus.

Ich erklärte, dass es bei mir ebenso wäre, es sei mir sofort aufgefallen, als attraktive Frau und vom ganzen Wesen her. Das Wesen, betonte ich, sei für mich überhaupt das Ausschlaggebende, der feine Charakter eines Menschen, seine Ausstrahlung.

Da wurde es rot. Ich sagte, es brauche deswegen nicht verlegen zu werden, worauf es noch röter wurde und meinte, man merke immer sofort, was es denke und fühle. Deswegen hätte es auch gar keinen Sinn gehabt, seinem Onkel etwas vorzumachen. Nichts hasse es so sehr, wiederholte es, als Versteckspiele und Heimlichtuerei, denn jeder Mensch solle sich so zeigen wie er wirklich ist. *Ungeschminkt* und *unparfümiert* gebrauchte es als Worte. Schon deshalb käme es nach der Arbeit so gerne ins Viertel heim, weil zuhause der Geruch so ehrlich abgrenzend wäre und nicht so trügerisch einladend wie im Zentrum.

Das Mädchen beklagte das Süßliche im Zentrum, den ewig gleichen Honiggeschmack der Anpassung. Das Süßliche dort sei aber gar nicht süßlich, sagte es, bloß verführerisch, wie der Duft einer Fleisch fressenden Pflanze. Heimtückisch sei die süße Verlockung. Denn im Trichter dieser klebrigen Falle dürfe es nie nach Angst riechen, sonst wäre ja jeder gewarnt.

Angst könne man im Zentrum nicht gebrauchen, darum erklärt man Angst zur Schwäche und Schwäche zur Unbrauchbarkeit. Um nicht Unbrauchbar zu riechen würden sich die Leute im Zentrum einparfümieren. Wer da nicht aufpasse, warnte das Mädchen, der stecke plötzlich in einem trostlosen Lügengeruch, im Parfümlabyrinth, es würde sich eine Spirale zu drehen beginnen, die alle in den kollektiven Zuckerrausch hineinsauge, Sehnsüchte wecke und abhängig mache.

Wer so eine sehnsüchtige Stadt bewohne, der werde selbst süchtig, fühle selbstsüchtig, denke selbstsüchtig. Abhängig geworden bauen jene die Stadt noch süßer als zuvor.

Nur weil die Selbstsüchtigen nie genug kriegen können, werden Hauptstraßen zur Sackgasse, Wolkenkratzer zum Sprungturm und U-Bahn-Schächte zur Oberflächlichkeit. Stets einer Verlockung, einem süßeren Duft, einer schnelleren Befriedigung folgend. Ein Wahnsinn sei das Ganze, meinte das Mädchen, obwohl es nichts dagegen einzuwenden gäbe, dass sich eine Stadt in gezielte Richtungen ausdehne. Das könne sogar wundervolle Möglichkeiten bieten. Aber der Geschmack müsse einfach geradlinig und unverfälscht bleiben, sagte es, mal bitter, mal

salzig, mild, scharf, sauer oder ehrlich süß, seinetwegen miteinander vermischt oder pur, je nach Lust und Laune.

Im Zentrum aber sei alles nur geschmacklos, weil alles einheitlich schmecke, ohne Lust und mit Kalkül. Hier werde das menschliche Empfinden beschädigt und die Wahrnehmung verdorben, weil die vielfältigen Sinne in einer einzigen Notdurft konvergieren, zur Geschäftemacherei werden, zur Süßmacherei. Süßstoffmäßig eben. Süßmacherei aber sei noch nie fortschrittlich gewesen, im Gegenteil. Das Süße befriedige rasch, macht fett und in einer so morbiden Form antriebsarm, dass man es versäumt, zielführende Straßen zu bauen, Aussichtsturmhochhäuser und tiefgründige U-Bahnen.

Zum Glück sei sein Viertel bisher von selbstsüchtigem Perfektionismus verschont geblieben, schwärmte das Mädchen. Dort wäre alles noch voller kleiner Unzulänglichkeiten, eben irgendwie menschlicher. Gewiss keine heile Welt, aber eine, die sich redlich bemüht.

Es wollte wissen, ob ich das Viertel kenne und wenn ja, welchen Eindruck ich hätte.

Ich gab dem Mädchen unbedingt recht und meinte, mir gut vorstellen zu können, dort einmal zu leben.

Ob es alleine lebe oder einen Partner habe, fragte ich neugierig und nicht ohne Hintergedanken, doch anstatt einer Antwort bekam ich wieder einen Seufzer zu hören.

Wenn der anonyme Anrufer nicht auftauche, müsse es wohl ins Städtische Klinikum fahren. Vielleicht sei die Mutter schon aus der Narkose erwacht, hoffte es, dann wäre dort die Wahrheit zu erfahren. Diese Idee schien dem Mädchen die Vernünftigste zu sein.

„Ich kann ja nicht stundenlang warten. Kommen Sie mit? Ich gehe. Wer weiß, ob der Kerl überhaupt noch kommt ... um 12 Uhr 30 hat er gesagt. Das war vor über einer halben Stunde!“ schimpfte es vor sich hin, um wieder an die Warnung erinnert zu sein. Noch immer begreife es die Zusammenhänge nicht. Es sei ihr auch unverständlich, wieso der Anrufer vor Gewalttätigkeiten gewarnt hatte.

„Ein Schlägertrupp sei im Anmarsch, hat er gesagt, können Sie sich das vorstellen? Schrecklich ... ein Schlägertrupp! Was kann das bloß bedeuten?“ fragte es und blickte mich wieder an, als sei ich eine Antwort schuldig.

Und so meinte ich wenig geistreich, dass es Kräfte zwischen Himmel

und Erde geben würde, die nie zu begreifen wären. Man müsse manche Dinge einfach als Schicksal hinnehmen, eben so wie sie kommen. Ich lächelte wie der Dalai Lama, doch das Mädchen ließ sich nicht einlullen.

Solche Weisheiten könne ich mir übers Bett rahmen, sagte es abschätzig und bezog unmissverständlich Position, keine Ungereimtheit unter Freunden und liebgewonnenen Menschen zu dulden. Es wolle Klarheit, schon wegen der Selbstachtung. Es würde sich nie verleugnen und keiner Machenschaft beugen, erst recht keiner obskuren Energie zwischen Himmel und Erde. Soviel sei sicher. Niemand und nichts hätte das Recht, ins redliche Leben anderer einzudringen.

Das Mädchen strahlte plötzlich wieder Stärke aus. Es wischte sich eine letzte Träne von der Wange und schien fest entschlossen und trotzig genug, die Dinge wieder in den Griff zu bekommen.

„Haben Sie Zeit? Kommen Sie mit mir ins Städtische Klinikum?“ bat es mich.

Ich drückte mich herum, schob eine dringende Verpflichtungen vor und bedauerte sehr. Aber ich bestärkte es in ihrem Vorhaben, der Krankenbesuch wäre sicher sinnvoll. Ich machte dem Mädchen Hoffnung und äußerte mich dahingehend, dass sich die ganze Angelegenheit bestimmt als harmlos herausstellen würde. Seine Mutter sei bald wieder putzmunter.

Es dankte mir für diesen Trost, aber es wisse aus Erfahrung, dass sich die Lähmung wieder über Wochen oder Monate hinziehen werde. Das Problem sei weniger der akute Anfall, sondern schlimmer, die Bettlägerigkeit und die damit verbundene Pflege zu Hause. All das mache ihr schon jetzt erhebliches Kopfzerbrechen. Seine Mutter wäre ja nicht gerade die leichteste, klagte es. Außerdem müsste ab und zu jemand da sein, der beim Heben oder Tragen behilflich ist.

Ich bot mich selbstverständlich an, wohl wissend, der Alten nicht wirklich helfen zu müssen. Überschwänglich tönte ich weiter, dass es ja nicht nötig sei, die Kranke jeden Tag in den zweien Stock hinauf zu tragen. Und selbst wenn, um jemanden hoch zu tragen sei das Treppenhaus doch breit genug, da können bequem zwei Helfer, es und ich sogar nebeneinander ...

„Wir beide nebeneinander ... weil das Treppenhaus breit genug ist?“ unterbrach sie mich. Das Mädchen trat einen Schritt zurück und blickte mich ungläubig an. Seine Miene versteinerte. Mir war sofort klar, dass

ich mich eben um Kopf und Kragen geredet hatte.

„Woher wissen Sie“, wollte es wissen, „wo und wie meine Mutter wohnt? Das Stockwerk habe ich doch mit keiner Silbe erwähnt.“

„Habe ich ein Stockwerk genannt?“ versuchte ich zu spielen - was mir nicht glückte. Wieder lächelte ich billig und faselte von Telepathie, weil wir doch auf der gleichen Wellenlänge schwingen würden.

„Den Blödsinn können Sie sich sparen!“ harschte es mich an und hielt einen weiteren Moment inne. „Überhaupt, Ihre Stimme kommt mir so bekannt vor ... Sie akzentuieren wie er.“

„Wie wer?“ stellte ich mich dumm.

„Das darf nicht wahr sein ... Sie waren es, ganz sicher, hundertprozentig. Sie haben mich beim Griechen angerufen!“

Ich wollte noch leugnen, hob die Hand zum Schwur und gelobte scheinheilig, überhaupt kein Handy zu besitzen, als in meiner Hose *Eine kleine Nachtmusik* zu klimpern begann.

Das war dann doch zuviel und im falschen Augenblick. Was folgte war der Wahnsinn.

„Kein Handy? Kein Handy!“ kreischte das Mädchen, riss mir die *Nachtmusik* aus der Tasche und schleuderte sie mit einer Verachtung zu Boden, als wollte es das ehrwürdige Gemäuer bis zum Kellergewölbe durchschlagen. Das Handy spritzte auseinander. Ein Hagelschauer an Teilen prasselte die Treppe hinunter.

Ich plärrte, ob es nicht mehr ganz bei Trost sei, aber das Mädchen ohrfeigte mich von allen Seiten und schimpfte, was ich doch für ein erbärmliches Schwein wäre. Mit geballten Fäusten trommelte es verrückt auf mich ein. Ich blieb ihm nichts schuldig.

Unser Schlagabtausch erschütterte das Museum. Selbst sei es verantwortlich, gab ich Paroli, warum treffe es sich mit einem Kriminellen.

„Kriminell? Von wegen kriminell! Du Scheißkerl bist der einzige Kriminelle“, bekam ich zurück, „ein Rufmörder, ein hässlicher Mensch, einer der vor nichts und niemanden Respekt hat und nur Angst und Schrecken verbreitet.“ Geisteskrank sei ich, ein Psychopath, einfach irre, irre, irre. Ich würde mit den Gefühlen anderer spielen, keinen Funken Anstand im Leibe haben, ja, einfach nur Krank sein.

Das ließ ich mir natürlich nicht bieten und zerrte es an den Haaren, um ihm einzubläuen, dass ich hier nur meinen Job mache. Für Gefühlsduselei solle es jemanden von der Heilsarmee rufen oder noch

besser seine *Mammi*, wurde ich zynisch.

Das Mädchen spuckte vor mir aus, verpasste meinem Schienbein einen Tritt und rannte heulend die Treppe hinunter.

Ich krümmte mich vor Schmerzen. Das Bein schwoll an und pochte wild. Stöhnend sank ich zu Boden, dem Handy gleich, dessen Innereien verstreut lagen. Noch nie in meinem Leben hatte ich solche Schläge einstecken müssen. Noch nie hatte ich so die Beherrschung verloren. Nie war ich dermaßen ausfallend und grob geworden - ausgerechnet gegen so ein wunderbares Mädchen.

So weit, so schlecht. Dieser Zwischenfall ist mir mehr als unangenehm und durch nichts zu rechtfertigen. Noch heute überkommt mich Scham, wenn ich ans Museum denke. Gerade deshalb muss davon berichtet werden, weil mein Fehlverhalten und auch die anderen Peinlichkeiten Teil meiner Geschichte sind. Ich habe dafür einzustehen, ohne Ausflüchte.

Doch nun weiter. Das Drama nahm kein Ende. Es hob sich der Vorhang für einen zweiten unschönen Akt, denn jetzt erstürmte die Museumsdame die Bühne, lief fassungslos über das Trümmerfeld und entfachte den nächsten Streit.

Ihre Stimme überschlug sich sirenenartig, nannte mein Betragen ungeheuerlich. Wie ein Polizeihubschrauber umkreiste sie den Unglücksort, mit viel Getöse und Wind, um schließlich meiner Eintrittskarte zu verlangen, denn bei ihr hätte ich ganz sicher nicht bezahlt.

Sie solle sich bloß nicht so albern aufführen, hielt ich ihr entgegen und drohte mit einer Beschwerde beim Kulturamt, weil sie lieber ihren Mittagsschlaf halte, anstatt das Museum zu bewachen. Unzuverlässig und untragbar sei sie, ebenso wie der andere *Penner* da hinten, ihr halbtoter Kollege. Mit der Beschimpfung als *dämliche Schlafmütze* brachte ich sie endgültig zur Weißglut.

Auch dieser zweite Disput eskalierte. Irgendwie hielt ich plötzlich eines der Streifenbilder in der Hand, warf es der lamentierenden Wärterin vor die Füße und ergriff die Flucht, weil sie Alarm auslöste.

Wie Quasimodo humpelte ich die Stiegen hinunter zum Portal und rettete mich auf den Den-Helden-Der-Einheit-Platz, auf einen der Betonquader, welche sich wahllos über den Platz verstreuten und isoliert-integraler Bestandteil des Denkmals waren, um die Einsamkeit aller

Helden vor der Heldentat zu versinnbildlichen.

Als Held fühlte ich mich nicht, auf diesem Betonklotz hockend. Einsam schon. Und schäbig sowieso. Ich versuchte meine Gedanken zu ordnen, die sich nicht beruhigen wollten. Eine ungewisse Spannung lag in der Luft. Ich blickte besorgt um mich.

Die hungrigen Läden mit ihren Schaufenstern jagten mir Angst ein. Wie Augen starrten sie mich an, als sei ich ihre Beute und in dem Moment gekrallt, sobald ich mich von der Stelle rühren würde. Dieser banale Wunsch, sich jetzt einfach nur aufzuraffen und über den Platz zu queren, lähmte mich umso schlimmer, je stärker er wurde. Keine Entscheidung war mehr denkbar.

Am Heldendenkmal vorbei und über den Platz waren allenfalls fünfzig Meter zu bewältigen, aber irgendwie erstreckte sich vor mir eine Unendlichkeit. Dass ich mir so viel leeren Raum einbilden konnte, ließ mich zum Winzling schrumpfen. Meine ganze Jämmerlichkeit wurde spürbar. Ich sah mich mit meinem kaputten Bein über diesen Platz humpeln, immer und immer wieder in Zeitlupe. Eine Vision nur, aber eindringlich genug, um mich das Fürchten zu lehren: Ich humpelte und humpelte, kam nicht vom Fleck und scheuchte einen ewigen Schwarm grauer Tauben vor mir her. Die Nerven lagen absolut blank, ich glaubte schon Heckenschützen und Zielfernrohre zu entdecken. An jeder Straßenecke standen Militärposten. Dazu Stacheldraht und Panzersperren. Die vielen Geschäfte bekamen blutunterlaufene, noch größere Schaufensteraugen. Auch mein Kaninchen war da. Es spiegelte sich in jeder Scheibe. Zu einem Ungeheuer mutiert, wartete es auf mich, mit mächtigen, säbelartigen Fängen. Ich hörte sein Hohngelächter, das plötzlich zu Sirenenengeheul wurde. Reifen quietschten. Die Realität holte mich lautstark zurück.

Ein Streifenwagen bremste vor dem Museum. Ein zweiter und dritter. Eifrige Polizisten sprangen heraus und bestürmten das Gebäude.

Endlich fasste ich wieder Mut und mein Ziel stand fest. Ich wollte hinunter ins Viertel, zurück zum Haus der Alten. Nur dort war wieder Anschluss zu finden. Aufgeben kam immer noch nicht in Frage, der Auftrag musste erledigt werden. Mein Ergeiz war stärker als jede Vernunft.

Ein kontrollierender Blick galt dem Den-Helden-Der-Einheit-Platz, bevor ich bei der Stadtsparkbank in eine Seitengasse einbog und die



Abkürzung ins Viertel wählte.

Zentrumsleute mieden für gewöhnlich diesen Weg, hauptsächlich wegen des Schmutzes. Auch war die Gasse nur wenig breit und wirkte zwischen den Hauswänden wie eine Schlucht, in der man sich als von oben hineingefallen vorkam. Selbst wenn man zielstrebig von einem Ende zum anderen marschierte, war einem, als würde man beständig an Höhe verlieren.

Nur ein schmaler Augenblick gegen Mittag erlaubte etwas Sonne und füllte diesen kargen Spalt mit Wärme. Inzwischen aber war das meiste Licht schon wieder erloschen und zu einem Schimmer verkommen.

Es roch modrig und wie zur Warnung. Ein Vorgeschmack auf jenen Geruch, den ich nicht mochte, der aber mit jedem Schritt aufdringlicher wurde, je näher ich dem Viertel kam.

Und noch etwas anderes war aufdringlich geworden: Mich verfolgte ein rhythmisches Klopfen, die Schuhabsätze eines Flamencotänzers, Schritte, die stolzer und schneller als die eigenen unterwegs waren.

Ich war also nicht der Einzige, der diese Abkürzung nahm. Mir war nicht wohl in meiner Haut. Die Überfälle häuften sich in letzter Zeit und besonders am Rand des Zentrums, gerade in solchen Verbindungsgassen. Hier war in jeder Hinsicht eine Grauzone, ein Niemandsland zwischen Gut und Böse, ein Labyrinth der Lichtscheuen. In den zahllosen Kehrichthaufen entlang des Weges raschelte es von Getier. Man sah es nie, doch man wusste, dass es Ratten sind, die im Dreck der Leute wühlen. Sie schnüffeln in menschlichen Resten nach Verwertbarem, huschen als dunkle Schatten von Deckung zu Deckung und beobachten jeden mit unsichtbaren Augen. Was man sah, hörte und roch waren deren Schatten, deren Rascheln, deren Sekrete. Mehr nicht und dennoch mehr als einem lieb ist. Und während sich das Geraschel und die Schritte vereinten, sah ich mich zum Hintermann um.

Noch war der Abstand ausreichend und das Licht zu spärlich. Nur seine Statur konnte ich erkennen, die der meines Kaninchens glich. Auch der Gang passte, seine ganze Geschmeidigkeit.

War es vielleicht doch dem Mädchen zum Museum gefolgt, hatte das große Polizeiaufgebot entdeckt und schlug nun zufällig den gleichen Weg wie ich ein? Oder sah es mich um die Ecke huschen und nahm nun die Verfolgung auf?

Ich überdachte meine ängstliche Logik. Sie war unlogisch. Denn was

wusste mein Kaninchen von mir? Nichts wusste es, absolut nichts! Es half mir am Bahnhof auf die Beine, das war alles. Und beim Griechen hatte es mich überhaupt nicht zu Gesicht bekommen. Nirgendwo, außer am Bahnhof, sah es mich.

Sollte es tatsächlich mein Kaninchen sein, dann nicht, um mich zu jagen, sondern deswegen, weil es diese Abkürzung ins Viertel ebenso wenig scheute wie ich. Nur zufällig humpelte ich vor meinem Kaninchen her, weil wir beide das selbe Ziel hatten.

Als es schließlich diese Melodie anstimmte, die es schon am Morgen trällerte, bestand kein Zweifel mehr. Es war es.

Das Summen und Pfeifen kam immer näher, bis uns nur noch wenige Meter trennten. Sein Schatten wuchs in die Länge, streckte sich und schien nach mir zu greifen, als mir das blöde Missgeschick passierte:

Ich latschte auf einen weichen Klumpen, der sich unter meinem Tritt entrollte und quiekend das Weite suchte. Eine Katze? Eine Ratte? Keine Ahnung! Mit dem Steißbein voraus landete ich im Dreck, weil mir das schmerzende Bein die Gefolgschaft versagte. Wie ein ausgeleierter Meterstab war es einfach eingeknickt.

Wieder war mein Kaninchen zur Stelle und bot mir Hilfe an. Unverkennbar sein Narbengesicht. Um nicht selbst erkannt zu werden schmierte ich mir eine Handvoll Schlamm ins Gesicht und schrie ihm lauthals entgegen:

„Räuber! Mörder! Verpiss dich!“, plärrte ich hysterisch, schlug seine Hand aus und rannte, so gut mich mein geschwollenes Bein noch tragen wollte, bis zum Ausgang der Gasse, wo ich keuchend ankam.

Die Flucht glückte, mein Kaninchen war nicht gefolgt. Es kniete noch vor diesem Dreckhaufen und schien etwas entdeckt zu haben. Ich konnte mir keinen Reim darauf machen, aber es hatte etwas aus dem Müll gezogen und in seine Manteltasche gesteckt.

Ich trabte bis zur nächsten Kreuzung und versteckte mich hinter einer Wahlplakatwand. Ganz im Schutz lächelnder Politikergesichter wollte ich ausharren, bis mein Kaninchen vorbei war.

Ein säuerlicher Duft stieg mir in die Nase. Doch es roch nicht nach den Wohnungen des Viertels, wie ich anfangs noch glaubte, sondern nach Schimmel und Schmieröl. Oder wie Verwesung? Oder war es Schweinegülle? Ich selbst stank so!

Der Morast klebte an Kleidung und Gesicht, er haftete an mir wie

das Pech an der faulen Marie. Ich streifte diesen Brei mehr schlecht als recht ab, alles war durchgedrungen und klebrig. Im Schritt suppte die Jeans, als hätte ich uriniert.

Die Beschattung musste weitergehen. Mein Kaninchen war an den Politikergesichtern vorbei und marschierte die Straße aufwärts, stolzer als je zuvor. Sein ganzes Wesen strotzte. Auch körperlich kam es mir viel kräftiger vor, so als sei es in den Stunden der Verfolgung gewachsen.

Im Vorbeigehen scherzte es mit einem Straßenköter, der es bellend in Angriff nahm. Mein Kaninchen gab ihm zu verstehen, wer das Sagen hat, nicht mit einem Fußtritt etwa, sondern durch ein Verhalten, das Erfahrung im Umgang mit Hunden bewies.

Von mir hätte dieser blöde Kläffer eins auf die Schnauze bekommen und fertig. Mein Kaninchen aber spielte sich mit dem Tier in einer Leichtigkeit, die unerträglich war. Wieder rebellierte meine Eifersucht. Ich fühlte ich mich unterlegen, meiner Ehre beraubt. Der Hund selbst lieferte mir den Beweis, als ich kurz darauf an der Reihe und schon bereit für seine Attacke war. Er nahm zwar noch Anlauf, schnupperte aber kurz im Wind und suchte mit eingezogenem Schwanz das Weite. So war es also um mich bestellt, dass mich die Hunde schon mieden.

Wir erreichten endlich das Ziel. Mein Kaninchen verschwand im Haus seiner Schwägerin und mir bot sich wieder nur das Versteck vom Vormittag, diese übelriechende Ecke hinter dem Mauervorsprung. Diese versiffte Bedürfnisanstalt.

Von hier bis zum Haus blieben höchstens zwanzig Schritte, doch näher wagte ich mich nicht ran. Von meinem Mut war der letzte Rest aufgebraucht. Auch wenn es mehr als lohnend gewesen wäre, an der Wohnungstür der Alten zu lauschen, weil das Mädchen bestimmt auch hierher gelaufen war, ließ ich es nicht darauf ankommen.

Der Treppenaufgang konnte blitzartig zur Falle werden. Für diesen Auftrag hatte ich schon viel zuviel gewagt, eigenmächtig und unbeherrscht. Nun war Zurückhaltung die bessere Option und eine willkommene Gelegenheit, frische Kräfte zu tanken.

Vor dem Haus fiel mir ein Auto auf, das in der Hofeinfahrt parkte. Die Front war ziemlich eingedellt, die Windschutzscheibe zersplittert. Was mich daran stutzig machte war weniger die Beule und der Lackschaden, als die Frage, wer sich hier im Viertel dieses teure Model leisten konnte. Sicher keiner. Sicher war es gestohlen. Solche Marken sah man eigentlich

nur im Zentrum und vor Nobelvillen.

Neidisch blickte ich auf diesen Luxus und dachte daran, dass ich noch weit davon entfernt war, mir ein ähnliches Gefährt zu leisten. Zunächst hatte ich meine Schulden abzustottern. Ich jagte mein Kaninchen ja nicht zum Vergnügen, sondern um des Geldes willen. Geld, von dem ich geglaubt hatte, es sei leichter verdient. Doch meine erste Lektion lautete anders: Es war hart verdienter Lohn.

Um abermals die braunen Scheine zu fühlen, fingerte ich nach dem Umschlag. Erst in der rechten, dann in der linken Tasche. Doch da war nichts mehr zu fühlen. Verdammt! Hektisch klopfte ich auch die übrigen Taschen ab und wurde immer fiebriger. Der Umschlag war weg, verloren! Verdammt, verdammt! Wo war er?

Ich brauchte nicht wirklich zu überlegen, die Antwort drängte sich mir von selbst auf: Es spulte sich jene Szene ab, als mein Kaninchen in der Gasse kniete und den Abfall sondierte. Es hatte meinen Umschlag gefunden und eingesteckt!

Schlimmeres hätte nicht passieren können, denn mit dem Geld hielt das Kaninchen auch den Auftrag in der Hand. Beides steckte im Umschlag und sein Foto dazu. Wie konnte ich nur so dämlich sein? Mein Herz begann einmal mehr Alarm zu schlagen. Ich malte mir Horrorbilder aus und sah das Trio vor mir, mein Kaninchen, seine Nichte und die Alte, wie ihnen dort oben in der Wohnung die Augen über quollen.

Man stelle sich den Wahnsinn einmal vor: Da macht einer einen Zufallsfund, wie er meint, und entdeckt neben dem eigenen Konterfei auch noch den Auftrag, ihn zu bespitzeln.

Spätestens jetzt wusste das Kaninchen was Sache war. In Verbindung mit den Ereignissen vom Museum, die seine Nichte beisteuern konnte, hatte sich der Wind gedreht. Von nun an blies er mir frostig ins Gesicht.

Meine Lage schätzte ich umso bedrohlicher ein, je krimineller seine Machenschaften waren. Darüber konnte ich aber nur spekulieren. Vielleicht gehörte das Kaninchen zu den ganz großen Fischen, zur Cosa Nostra oder zu irgendeiner Psychosekte. Vielleicht war es kaltblütig genug, um mir von nun an die Hölle auf Erden zu bereiten.

Die Panik fuhr mir bis in die Haarspitzen. Ich sah mich auf meine armseligste Existenz zurückgeworfen. Mit dem Umschlag gingen nicht nur das Geld und alle Illusionen verloren, schlimmer noch, die Verfolgung hatte sich schlagartig zur Flucht gewandelt. Nun galt es die eigene Haut zu

retten, ohne zu zögern.

Ich trat aus der Deckung und machte mich sogleich davon, als mir ein Ruf durch Mark und Bein fuhr.

„Hey Sie da, warten Sie mal, warten Sie!“ Das Kaninchen war aus dem Haus gekommen und völlig unverhofft hinter mir her.

Mehrmals wiederholte es seine Parole, doch längst rannte ich um mein Leben. So schnell ich konnte, so schnell wie noch nie. Mein kaputtes Bein zerrte ich hinter mir her, als hätte sich ein Kampfhund festgebissen und sein Kiefer verriegelt.

Das Kaninchen wollte mich zu fassen bekommen, dessen war ich mir sicher, weil es nicht wusste, was ich wirklich wusste. Mit Sicherheit wusste es aber, das ich auf es angesetzt war, um sein Leben zu bespitzeln. Das Kaninchen verfolgte mich, weil ich der Lahme mit dem Bein war, der Gestürzte aus der Gasse, der verdreckte Kerl mit dem Auftrag. Es hatte mich enttarnt und erkannt. In seinen Augen war ich längst vogelfrei.

Dass ich nichts von ihm wusste, nicht einmal seinen Namen, konnte er nicht wissen. Aber hätte das einen Unterschied gemacht? Es war ja nicht hinter mir her, um nun Finderlohn für den Umschlag zu fordern. Es wollte meinen Kopf, dachte ich.

Mit letzter Kraft schaffte ich es bis zur U-Bahn-Baustelle und warf mich erschöpft unter einen Toilettenwagen, den man für die Arbeiter abgestellt hatte.

Wenige Atemzüge nach mir bog das Kaninchen ums Eck. Es kam direkt vor meiner Nase zum Stehen. Alles spielte sich wie im Krimi ab. Ein schlechter Film: Zwei schwarze Lackschuhe knirschten und drehten sich im Kiesbett, derweil das Opfer mit weiten Pupillen auf die Bedrohung starrte.

Und, als sei ich nicht schon genug erniedrigt gewesen, traf mich wieder eine Ladung Dreck. Ein bräunlicher Saft. Er tropfte aus der Rohrverschraubung über mir, tränkte meine Haare und versickerte als Rinnsal im Morast. Ich verdrängte den Gedanken daran, was da am wahrscheinlichsten floss und bemühte mich, nichts davon in den Mund zu bekommen. Es stank unmenschlich menschlich.

Das Kaninchen traf eine schnelle Entscheidung und marschierte hinüber zur Baugrube, wo ich es wieder in voller Größe sah. Etwas schien ihm Gewissheit zu geben, die Dinge in seinem Sinne geregelt zu bekommen. Es wirkte keineswegs enttäuscht, im Gegenteil sogar. Seelenruhig schlenderte es vom Platz und nahm diesmal nicht den

geraden Weg, wie noch am Vormittag, sondern eine Abzweigung.

Für mich hieß es aufatmen. Auf allen Vieren und derart abartig stinkend, dass es nicht mehr abartiger ging, kroch ich aus dem Versteck. Wie ein Geschlagener schleppte ich mich vom Platz, den Blick rückwärtsgewandt, falls der Verfolger doch wieder auftauchen würde.

Der übrige Verkehr war mir gleichgültig geworden. Und so passierte das nächste Unglück:

Noch vollkommen in Trance stolperte ich die Arme einer Dame, die meinen Weg kreuzte. Wir stießen so heftig zusammen, dass mir der dunkle Schlamm aus den Kleidern spritzte. Um nicht wieder zu stürzen hakte ich mich an ihre Schultern ein und blickte in wunderbare, braune Augen. Sie war es. Es war das Mädchen.

Ob ich nicht aufpassen könne, maulte es und befreite sich aus meiner Umklammerung. Sofort erkannte es mich. Ein explosionsartiger Aufschrei trompetete mir entgegen. Ob ich es terrorisieren wolle, brüllte es, und schon spürte ich seine Krallen im Gesicht. Ein wildes Gefuchtel mit ungezielten Schlägen und Tritten hagelte auf mich ein. Ich ließ es widerstandslos über mich ergehen.

Wieder traf es das Bein, wieder die gleiche Stelle. Der Bluterguss platzte. Ich sank auf die Knie und jaulte wie ein überrollter Straßenköter.

Auch mein Mädchen brach erneut in Tränen aus. Ich hörte es davonlaufen, hörte, wie Schritte und Weinen leiser wurden. Für einen Moment verlor ich die Besinnung, realisierte nicht was eigentlich passiert war und warum ich mich nicht mehr zur Wehr gesetzt hatte, Auge um Auge, Zahn um Zahn? Ein Fausthieb hätte genügt, um zu zeigen, dass ich der Herr bin. Aber ich konnte nicht mehr. Ich wollte es nicht.

Das Mädchen tat mir unendlich leid, weil ich ihm schon genug Leid zugefügt hatte. Für mich war hier und jetzt entgültig Schluss, ein Wendepunkt erreicht. Ich schleppte mich vom Platz, entlang der aufgerissenen Straße. Wie ein Kriegsheimkehrer, mit Narben übersät. Wund und geschlagen. Zerschunden im Gesicht, welches kein Gesicht mehr war.

Es zog mich nach Hause, vorbei an den Bauarbeitern in der Grube, vorbei an den Blicken der Leute, die zwar alles beobachtet hatten, aber so taten, als würden sie nie im Leben etwas beobachten. Wie mit Blinden Augen starrten sie mich an und durch mich hindurch. Großstadtaugen mit dem Großstadtblick.

Erst jetzt bemerkte ich, wie viele Menschen eigentlich unterwegs waren. Sie waren mir vorher nicht aufgefallen, so unauffällig waren sie. Sie alle sahen das ganze Geschehen mit an, dieses Schauspiel, dieses unwürdige Drama. Sie verfolgten die Verfolgung, sie sahen meine Flucht. Teilnahmslos nahmen sie teil, sahen zu, wie ich mich unter dem Toilettenwagen verkrochen hatte und vor Angst zitterte. Aber sie hielten sich aus der Sache raus, denn es war nicht ihre Sache.

Es war das Drama eines Flüchtenden. Und wenn einer schon auf der Flucht ist, dachten sie wohl, dann sei er zu Recht auf der Flucht und verdiene seine Verfolgung. Wer von einem anderen verfolgt werde, der müsse ganz einfach irgendwie kriminell sein.

War das nicht meine Logik gewesen?

Unzählige Passanten erkannten ein Verhängnis, aber niemand bot Hilfe an, nicht einmal mit dem einfachen Zuruf, was hier eigentlich gespielt werde und ob vielleicht Polizei nötig wäre. Jeder sah weg und doch genau hin, als würde ein schmutziges Stück aufgeführt.

Wäre ich vom Kaninchen entdeckt worden, es hätte mich auf der Stelle erwürgen können. Selbst hundert Augenpaare hätten nichts desgleichen gesehen und kein einziges Ohr einen Schuss gehört, hätte mich das Kaninchen erschossen, dachte ich nur.

Ich dachte plötzlich, dass die Stadt der Ort sei, wo Blinde nicht sehen und Taube nicht hören wollen, selbst wenn sie Adleraugen und Fledermausohren hätten. Wahrnehmung und Gespür verkümmern in diesem urbanen Gehege. Als sei der Mensch selbst zur Stadt geworden, seine Augen zu verschlossenen Fenstern und seine Ohren zu Satellitenschüsseln. Der Rest zu Mauerwerk. Man sieht und hört nur hinter Vorhängen zu.

Auch der Streit mit meinem Mädchen war den Voyeuren zur Neugierde bestimmt. Die bezogenen Prügel, die Tritte und Kratzer wurden von ihnen weggesteckt, als würde es kein Mitgefühl mehr geben. Natürlich hatte ich eine Abreibung verdient, aber das wusste ja keiner. Keiner fragte danach. Niemand wollte wissen, ob die Prügel verdient oder unverdient waren. Es gab ein Schauspiel zu beobachten, also wurde es beobachtet. Jeder war Teil einer Menge, also brauchte sich keiner hervorwagen, niemand zur Stelle sein oder Haltung einnehmen. Keiner bezog Persönlichkeit.

Es kam kein Franz Birkenspanner. Ich blickte in einen Abgrund, der

unendlich tiefer war als das *Loch*, verschlungener als jeder Dschungel. Wenn die Barbarei einen Nährboden suchen sollte, hier würde sie ihn finden. Die wahren Primitiven, dachte ich, würden nicht im Urwald leben, sondern in der Stadt, selbstlos parfümiert und herausgeputzt.

Ich hätte mich problemlos an dem Mädchen vergreifen können, ungestört in meinem Treiben. Wäre ihr nur einer zur Hilfe geeilt? Wer? Wozu einschreiten und den Lauf des Schicksals stören? In Wirklichkeit will man Vergewaltiger beobachten, ihnen bis zum Orgasmus zuschauen, Kinder den Schändern ausliefern und Brandstifter anfeuern, um sich erbärmliche Lust zu verschaffen. Die städtische Barbarei ist allgegenwärtig hinter den Gardinen.

Vielleicht hatte mein Vermieter doch recht, als er sagte, die Diktatur habe nie aufgehört zu regieren, sie komme nicht von oben, sondern von innen und existiere durch unsere Feigheit, für niemanden Partei zu ergreifen.

Mir rief sich jenes Unglück ins Gedächtnis, als vor etlichen Jahren - ich glaube es war kurz vor der Einheit - drei Kinder - hießen sie nicht Roman, Gerhard und Martin? - über den zugefrorenen Weiher im Olympiapark spazierten. Das Eis war nicht besonders stark. Im ausgelassenen Spiel brachen sie ein und ertranken alle drei, obwohl viele Spaziergänger am Ufer zuschauten, obwohl dieses Ufer nur wenige Meter entfernt war, obwohl das Wasser nur hüfttief war.

Jeder wusste, dass das Wasser seicht war, jeder bemerkte, dass sich dieses Unglück vor ihren Augen abspielte, aber alle sahen nur teilnahmslos zu, wie die Kinder ertranken. Sie hielten ihre Hände in den Taschen vergraben - es war ein kalter Dezembertag - und betrachteten das Ringen nach Luft, dann nur noch Luftblasen und fünfzehn Minuten später ein Heer von Sanitätern und Notärzten, die sich verzweifelt abmühten, die Buben aus dem Wasser zu ziehen und zu beatmen. Jede Hilfe kam zu spät.

Ich war heilfroh, nicht auf das Mädchen eingeschlagen zu haben. Wäre es bewusstlos geworden und ich in Panik davongelaufen, wer hätte geholfen? Das Schicksal wäre todsicher gleichgültig geblieben, wie damals im Dezember.

Es gibt einfach zu wenige mit Courage und viel zu viele, die sich nicht nass machen wollen. Es ist die lächerliche Angst, sich irgendwie lächerlich zu machen, obwohl nichts lächerlicher ist, als dumm und mutlos daneben zu stehen und nur zu gaffen, als sei man selbst nicht existent.



Womöglich wäre meinem Mädchen ähnliches widerfahren wie den drei Kindern. Ertrinkt es sich nicht leicht in einer Stadt? Vielleicht hätte der Anzeiger davon berichtet, dass nahe der Baugrube eine Tote entdeckt wurde, welche, wie die Autopsie gezeigt habe, an Erbrochenem erstickt sei, an einem Brei aus Souvlaki und griechischem Wein.

Liest man nicht täglich davon, was vor uns passiert, weil nichts in uns passiert? Es ist eine Tragik, die eigentlich keine Tragik ist, sondern ein Versäumnis. Schuld ist auch nicht irgendein dünnes Eis, das schicksalhaft einbricht, sondern unsere eigene Kälte, die alles gefrieren lässt, zu jeder Jahreszeit. Es passiert ständig in uns.

Und man hat die Zeitung noch gar nicht zu Ende gelesen, da sind die Namen der Opfer auch schon vergessen. Ich glaube die Buben hießen Roman, Gerhard und Martin, aber sicher bin ich mir nicht mehr.

Der Heimweg wurde zum Spießrutenlauf meines Lebens. Ich kann es gar nicht oft genug wiederholen, ich muss erbärmlichst gestunken haben. Der Spott von allen Seiten war hämisch, die Blicke vernichtend. Meinen Vermieter traf ich im Treppenhaus, wo er die Stufen kehrte. Das war der schlimmste Moment, denn der gute Kerl war verwirrt und entsetzt.

„Die Klamotten kannst du total vergessen!“ sagte er mitfühlend und bot mir Hilfe an.

Ich lehnte ab, versicherte ihm, bloß unglücklich gestürzt zu sein und verschwand schleunigst in meiner Mansarde.

Aufsperrern brauchte ich nicht, das Schloss war schon seit einigen Wochen defekt. Ein Gläubiger hatte zu heftig gegen die Türe getreten und irgendwie den Beschlag verbogen.

Seit jenem Zwischenfall klemmte ich eine Kuchengabel in den Türspalt, um wenigstens von Außen den Anschein zu erwecken, die Türe sei fest verriegelt. Tatsächlich aber genügte schon ein Windstoß, um sie aufspringen zu lassen.

Ich keilte also wieder die Gabel zwischen Zarge und Tür und zog mich ins Bad zurück, wo ich mir die Kleidung vom Leib schälte.

Nebenbei ließ ich Wasser in die Wanne, das heiß und dampfig aus der Armatur plätscherte. Im Spiegel pflegte ich meine Narben, weichte ihre dunkle Kruste auf und betupfte die Striemen mit Alkohol. Es brannte feurig. Endlich ließ ich mich ins Bad gleiten und hing meinen Gedanken nach.

Eigentlich konnte ich von Glück reden. Mein Schaden hielt sich in

Grenzen und der Verlust des Geldes war kein wirklicher Verlust, weil es kein redlicher Lohn gewesen wäre. Nie hätte ich dieses Honorar genießen können. Irgendwie sah ich die Dinge nun geläutert und gelobte, künftig die Finger von dubiosen Aufträgen zu lassen. Von jeder Art des Spionierens. Für diese banale Erkenntnis hatte ich mein Lehrgeld bezahlt. Es war eine notwendige Lektion. Und wie sagte doch mein Kaninchen zum Mädchen sinngemäß, dass Geld nichts bedeuten würde. Diese Einsicht versöhnte mich.

Weicher Schaum türmte sich in der Wanne. Ich spielte damit, strich ihn glatt und formte Figuren. Das Mädchen ging mir nicht aus dem Sinn, es lächelte mich aus jeder Seifenblase an. Ständig erneuerte ich dieses verzehrende Gefühl und träumte von der einen Sekunde, als ich an ihren Schultern hing. Ich sehnte mich nach diesem Moment zurück und verdrängte alle Begleitumstände. Im Traum kam es auf mich zu und drückte mich fest an sich. Eine einzige Anziehungskraft war zwischen uns, kein Dreck, keine Lüge, keine Niedertracht.

Ich war verliebt.

Mit einem warmen Strahl spülte ich den Schmutz und alle schlechten Erinnerungen weg, stieg aus der Wanne, warf mir ein Handtuch über. Ich zog den Stöpsel. Die Brühe verschwand als gelblicher Strudel und schien alle Sorgen mit sich zu ziehen. Ich fühlte mich geheilt und stimmte in *Eine neue Liebe ist wie ein neues Leben* ein, das fröhlich im Radio geträllert wurde. Mein Bass überbrummte den elektrischen Wind, der meine Haare trocken wirbelte.

Nur beiläufig blickte ich aus dem Mansardenfenster und in den Hof, der straßenseitig erschlossen war, als mir mein Gesang in der Kehle stecken blieb. Ich traute den Augen nicht, wer da durch den Torbogen geschlendert kam. Gemütlich ging das Kaninchen auf unser Haus zu, beide Hände in der Hose vergraben, als wäre es rein zufällig hier.

Ich stellte den Föhn ab und hörte, wie es den Nachbarn befragte und dabei mein Name fiel. Mir stockte das Blut. Sofort fiel mir ein, wie ich so leicht zu finden war:

Meine Adresse stand auf dem Umschlag und dokumentierte in fetten Lettern mein Unvermögen. Ich war für diesen Beruf zu Recht nicht geschaffen. Eine späte Erkenntnis. Leider zu spät. So wie meine Reue zu spät kam.

Ich steckte gewaltig in der Klemme. Alle Ausreden waren sinnlos,

umsonst die Beteuerung, es nie wieder zu tun. Mein Kaninchen würde mich nicht verschonen, da war ich mir zweifelsfrei sicher. Wäre es sonst gekommen? Es wollte nicht mit mir diskutieren, es wollte mich zum Schweigen bringen.

Die Verfolgung - von mir am Morgen begonnen - hatte sich umgekehrt, verschwor sich gegen mich. Wie zur Strafe fiel alles auf mich zurück. Ein wuchtvoller Bumerang. Das Kaninchen war zum Jäger geworden, ich zur Beute. Längst wusste es mehr von mir als umgekehrt. Nun hatte es meine kleine Lichtung erreicht, bereit, mir den Fangschuss zu verpassen und die letzte Äsung dazu.

Mein Vermieter, der mit Schaufel und Besen unten angekommen war, deutete herauf und zeigte gegen mein Fenster. Ich zog den Kopf zurück und spulte hektische Überlegungen ab, als ob mich Brandgeruch geweckt hätte. Wohin retten? Der Treppenaufgang war zu heiß, doch einen richtigen Fluchtweg gab es nicht. Nur eine waghalsige Kletterei über die Fassade kam in Betracht.

Unten im Hof wurde gelacht. Lachten sie über mich? Hatte mein Vermieter gerade die Geschichte meiner Heimkehr erzählt? Vielleicht karikierte er mich, machte mein lahmes Bein nach oder hielt sich die Nase zu, um auszuschmücken, wie schlimm mein Geruch war?

Doch als ich wieder einen Blick nach unten riskierte, war nur ein belangloses Gespräch im Gange. Man lachte auch nicht. Allein der Widerhall des Innenhofs machte, dass es nach Gelächter klang.

Ich schämte mich mit meinem Verdacht, denn nie hätte mein Vermieter anderer Leute Peinlichkeiten preisgegeben. Nie beteiligte er sich an Spott oder Häme. Persönliche Dinge blieben bei ihm persönlich. Gegenüber Fremden hundertprozentig. Er mochte zwar den ganzen Tag geschwätzig reden, aber niemals auf solche Kosten.

Das Kaninchen schien sich, so schien es mir, seiner Sache ziemlich sicher zu sein. Es drängte nicht zur Eile. Mit meinem Vermieter kam es vortrefflich ins Reden. Beide plauderten bald über die Architektur dieses Hauses, bald über den angekündigten Streik der Verkehrsbetriebe und die Rolle des Stadtparlamentes, das demnächst wieder zur Wahl stand. Das Kaninchen wusste bestens Bescheid.

Viele kluge Wortfetzen wehten durchs Fenster und mir blieb immerhin Zeit, um frische Kleider und Schuh anzulegen.

Ich kontrollierte wieder den Hof, weil es still wurde. Mein Vermieter

trug den Mülleimer durchs Tor und zur Straße hinaus, während das Kaninchen verschwunden war.

Unter gleichmäßigen Schritten begann die Treppe zu knarren. Dieses Knarren erklimm Stockwerk um Stockwerk, um schließlich vor meiner Türe Halt zu machen.

Es klingelte zweimal, dreimal. Mein Name wurde gerufen, so freundlich, als hätte jemand Kreide gefressen. Ich mimte den Leblosen, tat, als sei niemand in der Wohnung und schlich ins Schlafzimmer, an dessen Giebelseite ein kleiner Balkon hing. Dort wollte ich die Belagerung abwarten, als mir ein fataler Fehler passierte:

Beim Öffnen der Balkontüre spürte ich schlagartig den Luftzug, der sich durch alle Räume entfachte. Verflucht, ich Idiot! Die Kuchengabel schlug klirrend auf den Dielenboden und signalisierte, was passiert war. Die Türe hatte sich einen Spalt breit aufgeschoben und prompt hörte ich das Kaninchen frohlocken:

„Ach, ist doch jemand da, prima!“ Es klopfte an den Türstock. „Darf ich reinkommen?“

Auf eine Antwort wartete es vergeblich. Längst war ich über die Brüstung auf ein tiefer gelegenes Vordach gesprungen, querte an einem Spalier zum Hauseck und hangelte mich am Blitzableiter nach unten in den Nachbargarten, zog eine Schneise durchs Asterbeet und erreichte die Straße, wo ich wieder auf meinen Vermieter traf.

Den Abfall hatte er noch immer nicht entleert. Diesmal war er durch ein Rentnerpaar aufgehalten und zu dritt diskutierte man über die heutige Jugend. Mit beiden Händen und dem schwingenden Mülleimer im Griff gestikulierte mein Vermieter leidenschaftlich, um seinen Ausführungen den richtigen Nachdruck zu verleihen.

Ich war schon fast an ihm vorbei, als er mich erspähte und ziemlich verwundert fragte, ob ich denn vom Himmel gefallen wäre. Er hätte gewettet, dass ich oben in meiner Mansarde sei.

Besuch wäre da, sagte er, ein freundlicher, unglaublich feinsinniger Herr.

Ich winkte dankend ab, schimpfte auf die ständigen Vertreterbesuche und setzte meinen Weg ungeniert fort.

Unten beim Töpferladen bog ich um die Ecke und als ich mir sicher war, dass niemand folgt, peilte ich mein Stammlokal an. Dort wollte ich Schutz suchen, wie in einem Tornado-Bunker.

Eine schwere Türe trennte die eine von der anderen Welt. Ohne zu fragen holte der Wirt ein Glas von der Ablage und winkte damit. Ich nickte. Seine Miene verbog sich nicht. Wie jeden Tag trug er sein gleichförmig rundes Gesicht zur Schau. In der Mitte ein verschmitztes Lächeln.

Aus dem Zapfhahn floss milchiger Schaum. Das Glas füllte sich gemächlich.

Mein Wirt wollte natürlich wissen, ob sich das Geschäft gut anlasse, von dem ich am Vorabend sprach, doch ich zögerte mit einer Antwort.

Nach einigen Gedanken sagte ich knapp, es ginge so lala und werde wohl nicht werden wie erhofft. Mehr tischte ich ihm nicht auf. Die Wahrheit, dass dieser Job zum Bumerang geworden und ich auf der Flucht war, behielt ich für mich.

Dass ich eine anständige Antwort schuldig blieb, bemerkte er nicht. Nach Art aller Wirte stellte er seine Fragen nur, um sie gestellt zu haben. Das wusste ich. So war es immer. Und es war mir auch ziemlich egal. In meiner Kneipe spielten Antworten keine Rolle, weil die Fragen nie dem Interesse dienten. Es galt, dem Schweigen keinen Raum zu lassen.

Darum spielte im Hintergrund immer Musik. Viel unsinnige Fragen und viel unsinnige Musik sind seit jeher das Merkmal solcher Kneipen, die Leute wie mich anziehen und anwidern zugleich.

Das Hauptinteresse des Wirtes gilt dem Bierfluss, deshalb hat er für alles und jeden ein Ohr, weil mit der Seele des Gastes auch der Zapfhahn überschäumt.

Alles was ich bisher und jemals im Leben einem Wirt anvertraut habe, wurde mit einem unausrottbaren Nicken bestätigt, ganz egal was ich zu sagen wagte, wahr oder unwahr, gut oder schlecht, klug oder dummlich. Immer erfuhr ich das größte Verständnis, das tiefste Mitleid, das frischeste Bier.

Und je mehr Bier ich in mir hatte, desto verständiger wurde mein Wirt, desto heftiger wurde sein Nicken und desto weniger störte es mich, wenn ich erzählte, obwohl er links und rechts bediente oder abkassierte.

Natürlich war ich mir dessen bewusst, keinen ehrlichen Zuhörer zu haben, weil ihn mein Gerede in Wirklichkeit nicht juckte, aber darauf legte ich keinen Wert. Ich wollte mir die Dinge schäumend von der Seele reden und gleichsam spüren, dass ich nicht ernst genommen werde, vielleicht, um mich nicht selbst ernst nehmen zu müssen. Das war ja eben das

Unverfängliche und Leichte daran, sich auf nichts einzulassen, viel sprechen zu dürfen, ohne aber etwas versprechen zu müssen. Diese Art der Kommunikation war wie eine Einbahnstraße in der ich keinen Gegenverkehr zu fürchten hatte. Zur Unterhaltung reichte es und gegen das Alleinsein.

An den meisten Tagen jedenfalls reichte es. An manchen Tagen aber sehnt man sich dann doch nach etwas Gegenverkehr, weil niemand ohne Widerspruch gedeihen und leben kann. Wem kein Widerspruch eingeschenkt wird, der verdurstet kläglich in einer Wüste aus Gleichgültigkeit.

Darum ist der Wirtsberuf im Grunde ein Elend, dachte ich, weil alles ein- und ausgeschenkt wird, nur kein Widerspruch.

Besser war es, sein Bier einfach zu nehmen und nicht auf den Wirt sondern auf andere Gäste zu hoffen. So setzte ich mich auch diesmal schnell ins Eck und an jenen runden Tisch, den ich mir zur Gewohnheit gemacht hatte. Ich saß immer mit dem Rücken zur Wand, den Blick so in den Raum gerichtet, dass alles unter Kontrolle blieb.

Eigentlich war ich ja schon immer der geborene Beobachter. Die verschiedenen Menschen und ihr Verhalten faszinierten mich, ihre Gebärden und Spielchen, die gekonnt oder plump zu Schau getragen wurden. Ein Kinobesuch bot nichts desgleichen, brachte nie diese theatralische Unterhaltung. Stundenlang konnte ich nur so dasitzen und das Treiben in meiner Kneipe analysieren.

Ich lernte aus dieser regelmäßigen Beobachtung die Regeln, wusste, wer mit wem und wie in welcher Beziehungen stand. Dieses Kneipengeflecht - wie ich es nannte - war eine Miniaturausgabe der Stadt. Dort wie hier bewegte sich alles rituell, kunstvoll eigen und irgendwie exhibitionistisch.

Gelebte Künstlichkeit, wenn man so will. Ja genau, hier lebte die Kunst. Lebenskunst eben, von Lebenskünstlern zur Performanz gebündelt. Nicht so wie im Museum, wo alles nur statisch und zur Konservierung bestimmt war, wo schon ein Flüstern als störend, als Kunst zerstörend erachtet wurde und böse Blicke erntete.

In meiner Kneipe war beides erlaubt, Mitteilsamkeit und Schweigen. Und weil es auf dieser Bühne von Schauspielern nur so wimmelte, weil die Akteure ihre Rolle fürs Leben probten, deswegen war unser aller Stammwirtschaft zugleich ein stadtbekanntes Szene-Lokal. Weit und breit

gab keinen besseren Treffpunkt für Inszenierungen.

In der Mitte dominierte seit Gedenken der Stammtisch, wie ein Relikt. Ein unverrückbarer Platz in der Mitte. Jeder der es dorthin schaffte, war für immer und ewig dabei. Oft ging es hoch her, bis sich auch die Nichtstammtischler einmischten, zu denen ich mich zählte.

Kreuz und quer wurde dann durchs Lokal regiert. Wäre draußen Weltuntergang gewesen, man hätte ihn verpasst und sich über diesen letzten Tag hinaus ins Unsterbliche ereifert. Als Performanz für die Ewigkeit.

Ja, ich beobachtete gerne dieses Kneipengeschehen, liebte den Stammtisch, die Schauspielkünste, das Kommen und Gehen. An all diesen menschlichen Begegnungen, an den vielen Streitereien und Vermittlungsversuchen fand ich den größten Gefallen. Die getriebenen Spielchen belohnten meine Neugierde, denn wie gesagt, ich war der geborene Beobachter.

Meine Kneipe brachte mich überhaupt erst auf die Idee mit dem Inserat. An meinem Beobachtungstisch hatte ich es aufgesetzt.

„Biete Beschattungen aller Art - diskret und zuverlässig“, stand schließlich im Städtischen Anzeiger zu lesen und ich hielt es wirklich für eine gute Idee, meine heimliche Leidenschaft auch Gewinn bringend zu nutzen.

Nun hockte ich wieder an diesem runden Tischlein, an meiner Beobachtungsplattform, und wusste, dass mein erster Auftrag der einzige bleiben würde. Was ich getan hatte, war die größte Unanständigkeit meines Lebens. Salopp gesagt, einfach ein richtiger Haufen Scheiße.

Menschen mit heimlicher Zuneigung zu beobachten, so wie hier in der Kneipe, ging völlig in Ordnung. Es ehrte den Künstler, der sich zur Schau stellte. Die heimliche Beobachtung war ein stiller Applaus. Aber Schnüffelei zu betreiben, für Geld und ohne Moral, war eine ganz andere Sache. Es war zutiefst verwerflich, ein Gewaltakt, eine Menschenrechtsverletzung.

Ich hatte den ganzen Tag nur Unheil gestiftet, einen rücksichtslosen Weg gebahnt. Schlimm hatte ich mein Mädchen getroffen. Wegen mir musste es Ängste und Enttäuschungen durchstehen. Durch mein Verhalten war es verletzt, beschimpft und gekränkt worden.

Es tat mir unendlich leid. Seiner Sorglosigkeit war ich mit Niedertracht begegnet, auf dessen Gefühlen bin ich herumgetrampelt wie

ein, ein ... nein, dafür gibt es gar kein Wort, das schlecht genug ausfiele.

Ich hatte mich schädigend in anderer Leben eingemischt und wollte intime Details oder peinliche Dinge entlarven. Doch entlarvt habe ich mich selbst. Die Maske des Mächtigen zerbrach an seinem Ehrgeiz, um jeden Preis besser gestellt zu sein. Sie zerbrach zu meinem Glück, denn allmählich kam ich wieder zum Vorschein, hinter all den Blessuren, die mich entstellten hatten.

Fast dankbar spürte ich meine Schmerzen, das geschwollene Bein und die Kratzer. Ich wischte mir eine warme Träne aus dem Gesicht, die sich auf den Weg machte, an meiner Nase entlang zu kullern. Vielleicht war dieser Toilettenwagen meine Rettung gewesen, weil mir die Jauche gehörig den Kopf wusch?

Eine Reinigung war es allemal. Nicht irgendwo an einem bestimmten Ort der Stadt war das Zentrum zu finden, sondern in mir selbst. Es mochte zwar wieder wie eine blumige Sonntagsrede klingen, von wegen Selbstfindung und Trallala, aber ich spürte eine Intensität, eine Gewissheit, die mich erfüllte. Immer mehr begann ich die Lektion zu begreifen.

Wie zur Feier des Tages brachte mir der Wirt ein frisches Bier und stellte es auf den Tisch. Er tauschte die beiden Gläser einfach aus, voll gegen leer, obwohl ich ihn jedes Mal angewiesen hatte, er möge mein benutztes Glas einfach nur nachfüllen, ohne es ins Spülwasser zu tauchen. Nie hörte er zu, nie erfüllte er meinen Wunsch, nie füllte er mein Glas nach meinem Willen. Für ihn war eben alles nur Gerede, unwichtige Worte, die wie alle Worte in seinem Lokal den Besitzer wechselten. Mehr zählten Worte für ihn nicht. Ich konnte hundert Mal erklären, warum und wieso ich mein benutztes Glas wieder benutzen wollte. Umsonst.

Ich warnte meinen Wirt und drohte, nie mehr in seine Kneipe zu kommen, falls er meine Bitte nicht ernst nehmen würde, aber es änderte sich nichts. Weder bei ihm, noch bei mir. Denn natürlich kam ich immer wieder, obwohl er meine Drohung nie ernst nahm. Es hätte keinen wirklichen Sieg für mich bedeutet, konsequent zu sein.

Wäre ich wirklich nie mehr in seine Kneipe gekommen, in die ich gerne kam, wäre ich nur selbst bestraft gewesen. Nirgendwo, auch in keiner anderen Kneipe, würde je ein Wirt glauben, man boykottiere ihn wegen frisch gespülter Gläser.

Um mich richtig zu verstehen, es waren nicht diese oder jene



Kleinigkeiten die mich störten, sondern die Anhäufung von Unachtsamkeit. Es summierte sich eben. Zusammengezählt gab es tausend Gründe, tausend stichelnde Stecknadeln, diesem Wirtshaus fernzubleiben, aber es zog einen doch wieder magnetisch an, weil jeder, der wie ich in die Kneipe kam, selbst so eine Nadelspitze war und hie und da auch stechen wollte. Zusammen formten wir ein igelartiges Gebilde, das unser aller Reiz und Schutz war. Wir brauchten uns wechselseitig und waren nichts ohne einander.

Ich wusste um das Stachelartige und das Stechen, um den Magnetismus und sein Abstoßen oder Anziehen, um alles was sich hier abspielen würde. Genau das war der Grund zu bleiben.

Das beobachtete Kommen und Gehen unterlag einem verlässlichen Zyklus, den ich gut vorhersehen konnte wie die Richtung der oberitalienischen Winde. Diese Berechenbarkeit gab mir Sicherheit, wurde zum vertrauten Zuhause. Deswegen war ich auch jetzt in mein Stammlokal geflüchtet, wie immer, wenn es mir anderswo zu stürmisch wurde. Die Kneipe spannte einen Schirm auf, war ein fester Mast für flatterhafte Seelen.

Hier und in diesem Augenblick fühlte ich mich so sicher geborgen, dass die Geschichte mit dem Kaninchen schon Vergangenheit schien, als sich plötzlich ein Schatten zum Tresen schob.

Es war wieder da und diesmal gab es kein Entrinnen mehr. Ich saß mit den Rücken zur Wand, während mein Wirt bereitwillig Auskunft gab und mich rief.

Ich schob den Kopf die Höhe und nickte, weil ich nicht mehr flüchten wollte.

Das Kaninchen kam zu mir an den Tisch. Mit einer Handbewegung bot ich ihm Platz an.

„Diese Post gehört Ihnen!“ sagte es knapp und schob den Umschlag über den Tisch, um auf meine Adresse zu tippen. Das Kaninchen versicherte zugleich, nichts über den Inhalt zu wissen. Ihm habe die Anschrift genügt und so bestand kein Anlass, indiskret zu werden. In solchen Angelegenheiten sei es sehr korrekt und achte auf Privatsphäre.

Dann begann es jene Geschichte zu erzählen, die ihm widerfahren war: Von einem Unbekannten, der diesen Umschlag verloren habe und dann vor ihm die Flucht ergriff. Leider sei das Gesicht dieses Mannes nicht zu erkennen gewesen, weil es von Dreck verschmiert war, sagte das

Kaninchen.

Es wollte von mir wissen, ob außer dem Umschlag noch mehr gestohlen wurde.

„Vermutlich ist es sogar ein und dieselbe Person gewesen“, meinte das Kaninchen.

„Welche selbe Person?“ fragte ich zurück.

„Na, die Ihre Wohnungstüre aufgebrochen hat. Ich war vor einer halben Stunde dort und konnte einen Blick auf das beschädigte Schloss werfen“, verriet das Kaninchen, „ich hab geklingelt, als eine Windböe ihre Türe aufdrückte. Zuerst dachte ich, ich hätte jemanden gehört und habe gerufen, aber Sie waren doch schon fort ... Ihr Vermieter gab mir dann den Tipp mit dem Stammlokal, weil er Sie in diese Richtung hat fortgehen sehen.“

„Mein Vermieter hat Ihnen den Weg verraten?“

„Ja, aber ich musste ihm hoch und heilig versprechen, kein Vertreter zu sein“, antwortet das Kaninchen und lachte. Falls ich noch Fragen hätte, sagte es, bezüglich des mutmaßlichen Einbrechers, dann wäre es gerne für eine Zeugenaussage bei der Polizei bereit, denn es müsse ohnehin dorthin, um etwas in eigener Sache zu regeln.

Auch das wäre so eine komische Geschichte, meinte es. Seine Nichte habe nämlich einen Unfall mit dem Dienstwagen gehabt, unten beim Bahnhof. Sie sei ins Schaufenster einer Boutique gefahren und habe leider auch eine Passantin verletzt.

Ein ziemlicher Schaden jedenfalls. Das Dumme sei nur, dass der Wagen zu diesem Zeitpunkt schon verkauft und unversichert war, was die Nichte aber nicht wusste. Es sei ein Mordsärger zu Stande gekommen, wie man sich leicht denken kann. Die Rechtslage ist unklar und die Polizei ermittle noch.

Und, als sei nicht alles schon kompliziert und verzwickelt genug, meinte das Kaninchen, habe mittags so ein Verrückter bei seiner Nichte angerufen und einen absoluten Schwachsinn gefaselt. Das Ganze sei aber derart krank gewesen, dass es jetzt kein Wort mehr darüber verlieren wolle.

Das Kaninchen wiederholte sein Angebot mit der Zeugenaussage und ergänzte, dass der vermeintliche Einbrecher schwer gehinkt habe, was ja durchaus ein nützlicher Hinweis wäre.

Ich verzog keine Miene und nahm einen Schluck vom Bier. Eigentlich

hätte ich jetzt aufatmen können. Alles war vorbei und wieder im Gleichgewicht. Ein Schicksal meinte es gut mir und wollte mich für nichts und wieder nichts beschützen. Das Kaninchen brachte mir mein Geld zurück und hegte nicht die geringste Ahnung von dem, was ich ihm und seiner Nichte antat. Hätte mir besseres passieren können? Ich hatte gesiegt.

Es erhob sich bereits und wählte freundliche Worte zum Abschied, als ich meinen ganzen Mut fasste.

„Bitte setzen Sie sich wieder!“ bat ich höflichst und ließ es den Ernst der Lage spüren.

„Wo drückt der Schuh?“ fragte das Kaninchen verwundert und nahm noch mal Platz.

„Ich bin nicht beraubt worden ... mein Türschloss ist schon seit Wochen kaputt ... hat mir jemand eingetreten, dem ich noch Geld schuldig bin.“

„Und der Dieb, der vor mir geflüchtet ist?“

„Es gibt keinen Dieb und keinen Einbrecher, niemand hat mich beraubt. Der mit dem lahmen Bein bin ich gewesen!“

Mit diesem letzten Satz, kaum dass ich ihn gesprochen hatte, verspürte ich eine tiefe Genugtuung. Fast stolz blickte ich dem Kaninchen in die Augen, während es die Stirn in Falten legte und einen längst fälligen Gedanken aussprach:

„Waren Sie nicht heute Morgen am Bahnhof?“

„Ja, der bin ich gewesen, Sie haben mir wieder auf die Beine geholfen. Und wenn Sie jetzt noch wissen wollen, wer der verrückte Anrufer war? ... Der sitzt Ihnen auch gegenüber.“

„Sie, der Verrückte?“ fragte das Kaninchen und schien jetzt nichts mehr zu begreifen.

Ich schob den Umschlag zurück und nickte ihm auffordernd zu, es möge den Inhalt auf den Tisch leeren.

Schon rutschten die Scheine auseinander und formten einen Fächer. Der Auftrag kam zum Vorschein und zuletzt sein Bild, das ihn anlächelte.

„Das bin ja ich, woher haben Sie ein Foto von mir?“

„Lesen Sie einfach, das erklärt alles“, drängte ich weiter und hielt mich am Bierglas fest.

Das Kaninchen studierte den Brief, zog gelegentlich die Augenbraue nach unten und begann allmählich zu verstehen.

„Wie primitiv ist doch das Gemüt einiger Zeitgenossen“, schüttelte es den Kopf und meinte, seit es sich entschlossen habe, für das Stadtparlament zu kandidieren, häuften sich solche Unanständigkeiten. Sogar seine Mülltonne habe man schon auf den Kopf gestellt und durchwühlt.

Mein Kaninchen schob mir den Umschlag wieder entgegen. Ich aber wollte nichts mehr damit zu tun haben, sagte ihm, es könne alles behalten und solle mit dem Geld meinerwegen Wahlplakate drucken, vielleicht gleich mit dem hübschen Foto da.

„Das würde Ihrem Auftraggeber wenig gefallen“, schmunzelte das Kaninchen und sogar mir kam ein leiser Lacher aus.

„Ja, das wäre schon ziemlich dreist ... aber noch dreister wäre es, wenn Sie auch das restliche Honorar einstreichen würden“, sagte ich mit einem Augenzwinkern, „sozusagen als Entschädigung. Nur den Bericht müssen Sie halt selber schreiben ... niemand kennt Ihren Tagesablauf besser.“

„Ich soll Ihren Auftrag zum Abschluss bringen?“

„Logisch, machen Sie das, schreiben Sie was Nettes über sich ... Sie dürfen auch etwas mogeln oder übertreiben!“

Wieder amüsierte sich das Kaninchen und nickte mir sein Wohlwollen zu.

Falls ich eine anständige Arbeit bräuchte, sagte es und steckte mir seine Visitenkarte zu, dann solle ich mich bei seiner Nichte melden.

„Wieso bei Ihrer Nichte?“ fragte ich naiv.

„Weil sie meine Sekretärin ist, ganz einfach.“

Mich überkam sofort ein mulmiges Gefühl und das geschundene Bein fing wieder Feuer, aber das Kaninchen zerstreute meine Bedenken. Auch wenn ich von ihr noch einiges zu hören bekäme, verdientermaßen, so sei sie nicht ungerecht und gewiss die Letzte, die meinen Heilungsprozess stören würde, saget es und deutete zuerst auf mein Herz und dann auf die Schwellung. Ich solle es mit einer Mischung aus Bockshornklee und Johanniskraut versuchen, riet es, ein kühler Kräuterwickel würde Wunder wirken. Kein böses Wort oder gar Kritik kam über seine Lippen.

„Danke!“ sagte ich knapp und statt einer billigen Entschuldigung für etwas, das nicht zu entschuldigen war, zollte ich ihm Respekt: „Mann, Sie haben wirklich Format, in jeder Beziehung.“

„Und Sie sind auf einem guten Weg dorthin“, bekam ich zur Antwort.

Es steckte den Umschlag ein, erhob sich von seinem Platz und rückte den Stuhl zurecht. Zum Abschied reichte es mir seine Hand, die ich beschämt entgegen nahm.

Ich saß noch bis zum späten Abend an meinem Tisch und genoss die Beobachtung jener Leute, die mir ans Herz gewachsen waren. Eine Beobachtung aus Wertschätzung, aus Liebe, wenn man so will. Wie es sich eben gehört.

Ein paar Bier wurden es auch noch.

Und damit endet dieser unglaubliche Tag, diese unglaubliche Geschichte. Sie endet, um wieder einen Anfang zu nehmen, so wie alles im Leben ein Enden und Beginnen ist.

Gewiss könnte ich weiter erzählen, tausend Seiten befüllen und all den vielen Lebenslinien und Verzweigungen ins Unendliche folgen, zu den scheinbaren Unbegreiflichkeiten die einen staunen lassen oder gar fassungslos machen. Nichts ist so wie es scheint. Wer möchte da nicht glauben, er hätte es mit Kräften zu tun, die ihn von Außen lenkten, die nicht in seiner Macht stünden und größer sogar als er selbst sind?

Tatsache aber ist, dass mir das Schicksal keine Worte in den Mund legt, es bestellt mir keinen Möbelwagen, wenn ich umziehen will, und auch zum Essen lädt es mich nicht ins Lokal. Der Zufall mag uns vielleicht Unmengen Steine vor die Füße kippen, wie ein Lastwagen in die Baugrube, doch unsere Arbeit wird er nicht tun. Keine Vorsehung wird sich für uns bücken, keine Fügung Hand anlegen, um das Lose zu verfugen. Die Steine würden für immer dort unten liegen bleiben, weil sie keinen Sinn, keinen Plan, keine Kraft in sich tragen. Erst wir erschaffen Sinn und Richtung, unsereins entscheidet was geschieht oder Ungeschehen bleibt. Erst wir ordnen die Zufälligkeit und bauen eine Welt nach Plan und Geschick, jeder für seinen Teil. Was mit und durch uns entsteht, gut oder schlecht, kommt nicht von Irgendwo und Ungefähr. Das unausweichliche Geheimnis gibt es nicht. Alles wird klar und sichtbar für jeden, der sich seiner Verantwortung stellt. Und das ist die einzige, wunderbare Wahrheit meiner Geschichte:

Ich wohne seit zwei Wochen wieder im Viertel, trage schrittweise meine Schulden ab und habe für Samstagabend eine Einladung zum Griechen bekommen. Mit alten Freunden will ich mich auch wieder treffen. Da gibt es einiges zu ordnen ...